

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 134

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Fritz Eckenga Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort von
Walter Gödden



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 134

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 134

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2024 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-8498-2064-0

Coverfoto: Ralf Rottmann

Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

Lyrik

Jahresabschlussbilanz	9
Der Wein war ein Gedicht	10
Das Methusalem-Kompott	12
Im wunderschönen Monat Zwei	13
Bauch- und BVB-Weh	14
November	15
Vier Mal reimen wir noch was ...	16
Einmal im Leben	17
Wie schön	18
Held Wirsing	19
Der Trainerherbst	20
Außer Haus	22
Allein gegen die Mafia	24
Queen of Green	26
Einfach	26
Tiere suchen ein Zuhause	27
Morgenappell	28
SMS an alle	29
Emmas Wetter	30
Kampf dem Übergedicht!	31
First Class	31
Guter Tag	32
Weihnachtswehklage	33
No Loreley, no cry	34
Mein Land	35

Gottes langsamste Schöpfung: Westfalen	36
Etwas in mir!	38
Still ruhe der Koma-See	38
Erste Herbsthilfe à la bourguignonne	39
Der Christ isst	40
Der Hummerast	40
Tauwetter	41
Maibocks Frühlingsfrust	41
Das Gesetz des Sommers	42
Weihnachtlicher Beitrag zur Integrationsdebatte	43
Rauchverbot im Stall zu B.	43
Ich weiß nicht	44
Dickes G.	45
Brücke der Versöhnung	46
Sternfahrt	46
Zehn	47
Schicksal Garderobensofa	47
Plages	48
Aufschwung im Zoo	48
16 dumme Fragen	49
Herrgott, hilf Horst!	50
Auf der Suche nach der verlorenen Zeit	51
Fußball-WM 2010	52
Masse und Klasse	52
Es kreißt	53
Reim gar nichts	53
Perle	54
Hoffnung weiter vorn	54

Halb drei	55
Tausend Umwege	56
Sonett vom Moment	57
Heimatloses Osterei (auf Norderney)	58
Letzte Runde	59
Beruf: Pott-Poet – Ein Interview	60
Grenzfrage der Kunst	62
Sommerbilanz	63
Eiskalte Ruh	64
Ö	65
Männer in Meeren aus Tränen	66
Und sowieso das bessere Gedicht	67
In der Gastwirtschaft zur Lerche	68
Früher Vogel	69
Le Mouette du Lac Möhne	69
Hermannsdenkmal – Adlerwarte Berlebeck	70
Prosa / Szenisches	
Ein gutes Gefühl	71
Fünf Briefe an Sybille	73
Das Wort zum Hund	78
Selbermachen. Der Baumarktprofi	81
Metropolöse in der Provinz	83
Zwölf Zille Stach. Die faszinierende Welt des Autoquartetts	85
Oralsex mit dem Durchlauferhitzer	88
Ich bin einkaufen!	90
Sim Salat Bim	92
In die braune Tonne	93

Vor allem aber Schützenfest. Eine Informationsschrift über die sauerländischen Grundlagen der deutschen Leitkultur	95
Fußballmanager A	97
Das Politbarometer	99
Econo-Fast geht nicht	101
Das unten anhängende Gewächs. Ein paar Bemerkungen anlässlich des Valentinstages	105
Am Tag, als Opel für mich starb	107
Gespräche im Park – Am Teich	111
Kulturhauptsprache Ruhrisch. Ein Sprachkurs in fünf Übungseinheiten	113
Schmachtzeichen 2010	116
Mit Blick auf die Platanen	118
Mangel an Wissen, nicht an Experten	120
Alles tot	121
Äpfelpressen in Nordhessen	122
Morden im Nörden	130
Migrationsvorder-, -hinter- und -neben Gründe	132
Die Würde des Mannes ist unten tastbar	134
Primadonna	141
Gott im Pott. Die Schöpfungsgeschichten	143
Werterepublik Deutschland	147
Looks like shit	149
Sepp Maier und ich	150
Nachwort	152
Textnachweise	164

Lyrik

Jahresabschlussbilanz

Habe hundert Stück Gedichte –
oder waren's hundertsieben? –
fang noch mal zu zählen an,
tja, wo sind sie denn geblieben?

Zwanzig, weiß ich, sind auf Reisen,
um mal etwas Luft zu schnappen.
Zwanzig stürzten in die Nordsee,
um sich heimlich zu verklappen.

Fünfunddreißig, frisch vom Reimberg,
müssen kühl und dunkel reifen.
Brauchen auch noch ein, zwei Jährchen,
dann werd' ich sie wohl begreifen.

Dreizehn schafften es ins Jenseits,
schrieben dreizehn Ansichtskarten.
Elf von Wolke eins bis sieben,
zwei von unten: »Fritz wir warten!«

Zwölf Gedichte fiel'n im Kampfe,
ich hör sie noch Treue schwören:
»Dir gilt unser kurzes Leben,
nicht den dummen Redakteuren.«

Das war'n hundert, fehl'n noch sieben,
sechs sind, weiß nicht wo, sind futsch,
eins ließ ich bis heute liegen:
Das war dieses. Guten Rutsch!

Der Wein war ein Gedicht

Kartoffeln schälen,
Möhren schaben,
derweil mich schon am Weißen laben.
Fisch beträufeln
und gelassen
den Roten abseits atmen lassen.

Tomaten vierteln,
Schoten waschen,
na gut – noch mal vom Weißen naschen.
Fischbett machen,
Ofen wärmen,
vom Bukett des Roten schwärmen.

Fisch ins Bett,
Bett ins Rohr,
schmeckt der Weiße nach wie vor?
Durchaus! Chapeau!
War auch nicht billig!
Der Rote riecht extrem vanillig.

Geiter Zwang –
Quatsch: Zweiter Gang!
Weißer, bist ein guter Fang!
Wühnchen haschen?
Hühnchen waschen!
Wird daschu der Rote paschen?

Mussich kosten –
Junge Junge,
der liegt ewig auf der Zunge!
Tut mir lei – Hicks –
Tut mir leiter!
Dagegen ist der Weiße Zweiter!

Huhn muss raten?
Braaaten! Rohr!
Fisch vergessen – kommt mal vor!
Kann nix machen,
muss zum Müll.
Der Rote macht mich lall und lüll.

Dummes Huhn,
bis morgen dann.
Heut leg ich keine Hand mehr an
Dein Fl – Dein Fl –
Dein tzartes Fleisch.
Wo far denn noch die Wlasche gleisch?

Versteckdichnich!
Ich finde dich!
Heutkochichnich heuttrinkichdich!
Da bissuja,
mein roter Bruder,
Dadí Dadú Dadí Dadúda!

Das Methusalem-Kompott

Wer wird warten, wenn ich gehe?
Wer wird gehen, wenn ich bleib?
Wer wird schieben, wenn ich stehe?
Wer wird lesen, wenn ich schreib?

Wer wird mich im Knast besuchen,
respektiv Seniorenstift?
Wer backt mir 'nen Marmorkuchen?
Wer hilft mir in' Treppenlift?

Wer reicht mir die Schnabeltasse?
Wer spielt mit mir dressed to kill?
Wer schiebt mich auf die Terrasse,
wenn ich eine rauchen will?

Wer bringt mir den Stuhl mit Pfanne,
hebt mich trotz der Flatulenz
samstags in die Badewanne,
für die Fußballkonferenz?

Sechzehn Zeilen letzte Fragen.
Och, das ging ja ganz schön flott.
Muss noch einen Titel tragen:
Das Methusalem-Kompott.

So – jetzt noch die Rechnung schicken:
info@imalterfit.
Macht dreihundert schlanke Mücken,
speichern, senden, weg damit!

Honorar – und niemals Rente!
Bis zum letzten Altersreim!
Nichts Püriertes! Nur al dente!
Kommt mir nicht mit Haferschleim!

Im wunderschönen Monat Zwei

Da draußen ist's mir zu beblüht,
ich hätt's jetzt lieber kahl,
die Triebe treiben arg verfrüht,
das wirkt doch alles sehr bemüht.
Ich trüg' jetzt lieber Schal.

Da draußen ist es nicht so grau,
wie ich es gerne hätt.
Da draußen ist's zu klar, zu lau,
ich hätt's jetzt lieber ungenau
und mollig mau im Bett.

Da draußen vögelt's mir zu grell,
da ist mir zu viel Brut.
Ich hätt's jetzt lieber halb so hell,
mit dir und mir im Winterfell
vor roter Ofenglut.

So wie noch im letzten Jahr,
im sachmalschnell – im Februar,
als keine Knospen sprangen,
als keine Vögel sangen.
Im wunderschönen Monat Zwei,
da ist's doch auch gegangen.

Bauch- und BVB-Weh

Man darf das nicht vergleichen,
doch beides tut sehr weh:
Du hast PMS,
ich hab BVB.

In beiden Köpfen Watte,
in beiden Körpern Blei,
bei dir ist es der Zyklus,
bei mir ein 1:3.

Dir geht's etwas besser,
im Gegensatz zu mir,
du schluckst ASS,
ich schluck S04.

Ich bin etwas neidisch,
du bist bald am Ziel,
musst noch durch das Blutbad,
ich zum Auswärtsspiel.

Du bist drüber weg,
PMS ade!
Sag zum Abschied leise:
Héja BVB!

November

November, schwarzer Monat du,
kehrst stets wieder, gibst nicht Ruh,
schickst uns neue dreißig Tage
dunkeldüstergraue Plage.

Bleichst fahle Blässe in die Wangen,
machst Gesichter traurig hangen,
pflanzt unzählig Depressionen,
sorgst für unbespielbar Boden,
brichst das Licht mit klebrig Nebel,
hebst mit eklig Regen Pegel,
lässt die Winde grausig tosen
in unseren langen Unterhosen.

Schleichst dich schleimig an uns ran,
doch wir wissen deutlich wann
deine Marter übel droht.
Spätestens wenn Hundekot
wässrig sich mit Baumlaub quetscht
unter unsere Gummisohlen.
November, kannst uns nicht verkohlen!
Zu bestialisch fault dein Odem
auf unserem teurem Teppichboden.

November, alter Leichenschänder!
Los! Sag an! Schmeißt du 'ne Lage
Schnaps auf deine Totentage?
Hast so viele wie kein zweiter,
Kadaverfürst, vermaledeiter.
Wirst hemmungslos uns wieder quälen
mit Buß- und Betttag, Allerseelen
und heuer, ach, es ist gar greißlig,
mit Todestag des starken Schutzwalls,
der am Neunten deiner dreißig,

vor so langer Jahre Frist
viel zu früh verendet ist.

November, Sack, Du sollst verrecken!
Am besten mit dem Pack der Jecken,
die sich an deinem Elften wecken,
mit Humba, Ententanz und Prost –
vielleicht bringt ja Dezember Trost
und richtet euch mit starkem Frost.

Ich komm zum Schluss mit dem Gedicht:
November, bist ein Arschgesicht!

Vier Mal reimen wir noch was ...

Wenn Ostwind bläst, wenn Lippe reißt,
wenn Zahn in kalte Kippe beißt,
wenn Spatz aus Wehen Streugut pickt,
dann ist der erste Vers geglückt.

Wenn Polenlaster Mastgans bringt,
wenn's in den Fenstern puffrot blinkt,
wenn's in den Klingelbeuteln kracht,
dann ist der zweite Vers vollbracht.

Wenn Mutti Mandelplätzchen backt,
wenn Fiffi an den Schneemann kackt,
wenn Vatis Schlips nach Glühwein schmeckt,
dann ist auch Strophe drei perfekt.

Doch wenn der vierte Vers beginnt,
bekommt der Franz in Rom ein Kind
und kaum ertönt des Papas Schrei,
da ist der Scheiß auch schon vorbei.

Einmal im Leben*

Einmal ein Unternehmen leiten,
ach, das täte ich so was von gern,
einmal die ganz große Welle reiten,
nicht so'ne Klitsche – 'n Riesenkonzern.

Über den Wolken in Vorstandsetagen
einsam entscheiden, mit großem Geschick.
Verantwortung und gute Anzüge tragen,
leiten und leisten, die Täler im Blick.

Nicht klagen, sondern lustvoll entbehren,
ein Vorbild für viele, die unter mir sind.
Mich für das Große und Ganze verzehren,
einer für alle und einsam im Wind.

Einmal das Schicksal mit Händen anfassen,
zeigen, wie Gott seine Nerven behält.
Einmal zweitausend Menschen entlassen,
einmal bedauern, wie schwer mir das fällt.

Einmal sich ordinär abfinden lassen,
einmal ein Auftritt vorm Strafgericht.
Einmal sich platt mit dem Pöbel befassen,
dem Strafrichter sagen: Verpiss dich, du Wicht!

** Ursprünglich geschrieben anl. ordinärer öffentlicher Auftritte
zweier Vorstandschefs deutscher Großunternehmen (Deutsche
Bank, Mannesmann). Die Herren wurden in der Erstfassung na-
mentlich erwähnt. Auf Dauer zu viel der Ehre.*

Wie schön

Wie schön, dass das damals nichts wurde mit uns,
wie gut, dass das damals nicht ging,
Du hattest zum Glück diese Null an der Hand
und kurze Zeit später den Ring.

Wie gut, dass er dir die Kinder machte,
wie schön, dass mir das nicht gelang,
meine wären zwar hübscher geworden,
doch das ist ja nicht von Belang.

Wie schön, dass ihr dann deinen großen Traum
von der Doppelhaushälfte geträumt habt,
wie gut, dass ich deine Tränen nicht sah,
als ihr die Hütte geräumt habt.

Wie schön, dass ihr dann von euch geschieden
wurdet, und nicht etwa ich von dir,
sonst lägst du wohl kaum so anspruchslos
hier im Bett neben mir.

Held Wirsing

Grün lag der Kopf auf dem Holze.
Kein Einschuss zu sehn und kein Blut.
Rot unterm Topf schon die Platte.
Erdgas entfachte die Glut.

Wirsing, mein Wintergemüse.
In dir steckten zwei Kugeln Schrot.
Man köpfte dich nicht auf dem Felde.
Dich schossen Jägersleut tot.

Zielten sie auf einen Hasen,
dem du mit dir Deckung gabst?
Rettetest du Lampes Leben,
indem du selber verstarbst?

Wirsing, du großer Beschützer,
fraßest zwei Kugeln aus Blei.
Nimm diesen Becher voll Sahne,
sei lecker, mein Held – und verzeih.

Der Trainerherbst

(Stand 10/03)

Die Wolken regenschwanger, schwer
und aschegrau wie all die Mienen.
Die erste Trainerbank schon leer,
noch lau vom Po des Ewald Lienen.

Der Wind schon Sturm, das Blatt schon Laub
und alle Tage nachtgleich dunkel.
Wie bald liegt schon der erste Staub
am Trainerplatz von Friedhelm Funkel?

Ein Netz am Pfosten festgezurt,
ein Leder im Gestrüpp,
es fliegt kein Ball, nur Jaras Kurt,
gefolgt von Stevens Huub.

Und auch ihr andren werdet ziehn,
wies Vögelvolk verweht,
wie alles, was so golden schien,
im Herbste blass vergeht.

Platanen und Kastanien kahl
und erste Schneegestöber.
Nebel fällt ins Augenthal
und in Wolfsburg Röber.

Flieh doch Trainer, troll dich, geh,
bald lockt Winterschlaf
Reimanns Willi, Armin Veh,
Bremens Thomas Schaaf.

Rangnick, Gerets, Heynckes, Finke,
Neururer und ach,
kaum kriegt er in Gladbach Pinke,
geht auch Holger Fach.

Herbst, du treibst die Trainer weiter,
wie der Wind die Jammer,
bist der Feind der Übungsleiter,
selbst Matthias Sammer

wird nicht bleiben, sondern gehn,
und auch Felix Magath
kann dem Sturm nicht widerstehn,
wenn er noch so baggert,

muss er selbst wie Hitzfeld weichen
dem Naturgesetz:
Trainer gehn, sogar die reichen,
wie der Ball ins Netz.

Die Konten klamm, Vereine platt
und alle Kassen leer.
Wer jetzt nicht bald 'n Trainer hat,
der kauft sich keinen mehr.

Außer Haus

Gern fahr ich aus freien Stücken
fort von mir, und zwar geschwind.
Manchmal pfeift in meinem Rücken
leise etwas Heimatwind.

Auf der Reise kann ich lüften
und die Fenster runterdrehn,
leicht umweht von schweren Düften
derer, die im Vollstau stehn.

Doch die Gummiabriebschwaden
künden von Erlösung bald,
gleich entladen sich Blockaden
und verheißen Rast und Halt.

Sinnessatte Ruhestätte,
draußen brodeln der Verkehr,
in dir drin Fritteusenfette
und es odelt Sanifair.

Parfümiert, betankt und munter,
voll mit Super und Elan,
an der nächsten Ausfahrt runter,
von der Aromatenbahn.

Und mit welcher Eindrucksfülle
wechseln Landschaft und Gemüt,
wenn, wie jetzt, des Landmanns Gülle
mir durch meinen Zinken zieht.

Hab das Ziel noch nicht vor Augen,
als ich's schon im Munde schmeck.
So, als würd' ich lutschen, saugen,
an 'ner alten Schwarte Speck.

Ach, genau, hier war ich schon mal,
vor zwei Leben oder so,
oben dieser Mehrzweck-Festsaal,
Treppe runter dieses Klo.

Gern bin ich aus freien Stücken
außer Haus und außer mir.
Gleich hab ich den Wind im Rücken,
und der pfeift mich weg von hier.

Allein gegen die Mafia

Oben lag der Apennin,
unten legte ich mich hin.
Mittelmeer lag vor mir rum,
gelegentlich Basilikum-
Aroma mit der Brise flog
und mich ins Mittagsschläfchen zog.

Auf täuschend friedlich fiese Weise,
denn kurz darauf war Schluss mit leise
am lurigen Ligurienstrand.
Nur hundert Meter rechter Hand
ließ die Mafia Sand abtragen
für kriminelle Bauvorhaben,
wo Mitarbeiter Estrich streichen
über frisch erlegte Leichen,
um in starken Fundamenten
Cosa-Nostra-Konkurrenten,
in der Regel ohne Segen,
vertuschungshalber abzulegen.

Oben lag der Apennin,
unten stellte ich mich hin.
Jäh geweckt durch Dieselgrollen,
Halsschlagader schwer geschwollen,
schrie wie tausend Furien:
»Augen auf, Ligurien!
Stoppt die Mafia, stellt die Killer!
Beginnt mit diesem Caterpillar-
Fahrer dort am Strand!
Er baggert für die schwarze Hand!«

Der Rest war schließlich recht banal.
Die Menge nahm es als Fanal,
zog den armen Sack vom Bock,
betäubte ihn mit Schirm und Stock,
schleppte ihn behänd zur Bühne,
dort fand sich jemand mit Harpune.

Oben lag der Apennin,
unten legte ich mich hin.
Mittelmeer lag vor mir rum,
gelegentlich Basilikum –
Aroma mit der Brise flog
und mich ins Mittagsschläfchen zog.

Queen of Green

Claudia Roth, du grüne Hoffnung,
Powerfrau full voll Betroffnung,
Strom, der alle Schleusen bricht,
deine Tränen lügen nicht!
Du bist Hirn und Emotion,
Liebreiz, Duft und Emulsion,
weich und wild und warm und klug,
alles Lob ist nicht genug,
deiner doch gerecht zu werden,
Friedensfürstin, Salz der Erden.
Mother Nature, Queen of Green,
Engel der Afghanerin,
löstest sie vom Joch der Burka,
Halleluja, grüne Gurka!

Einfach

Geht es dir gut?
Sowohl als auch?
Mit andren Worten:
Kopf *und* Bauch?

Darf es noch mehr
von beidem sein?
Mit andren Worten:
Sein *und* Schwein?

Dann ist es gut.
Dann sei doch froh.
Mit andren Worten:
Einfach so.

Tiere suchen ein Zuhause

Manches Leck're, vieles Gute
kommt zum Feste aus dem Osten.
Auch die Hafermastgans Ute
ließ sich fern in Polen frostent.

Ute zog im Lastkraftwagen
via Leipzig weiter westlich,
wo schon hunderttausend lagen,
bunt verpackt und weihnachtsfestlich.

Muss nun steif in Eisesruhe
jenes Tiefkühlschicksal fristen,
Ute in der Tiefpreistruhe,
hoffend auf den guten Christen.

Jenen, der sein Herz für Tiere
öffnet wie sein Portemonnaie,
auf dass Ute nicht mehr friere
und alsbald die Lichter säh.

Dass die Umluft sie umschließe
und ihr Weihnachtsglocken läuten,
dass sich heißes Fett ergieße
aus den Weihnachtsgänsehäuten.

Viele mussten emigrieren
und verdienen nun Belohnung.
Lasst sie nicht in Truhen frieren,
bietet Ute eure Wohnung.

Weihnachtsfest, das heißt doch »Geben«,
gebt dem Braten einen Namen.
Ute ließ für euch ihr Leben –
Halleluja, Mahlzeit, Amen.

Morgenappell
22.04.07
08:00 GMT

Angetreten!

Alle Vögel sind schon da.

Durchzählen!

Amsel, Drossel, Fink und Hund.

Wirst du wohl! Hierher! Sitz! So ist brav.
Hier hat er ein Leckerchen.
Noch mal!

Amsel, Drossel, Fink und ...

... schmatz ...

???

Spatz ist in der Katz.

Weggetreten!

SMS an alle

hab jetzt suppbillig flätträt
kann jetzt sprechen ganzen tach
hab auch völlig flätten breitschirm
fast zwei meter total flach

is echt günstig kann ich sprechen
und kann kucken total breit
is total und suppbillig
ganz egal um welche Zeit

is total egal was kuck ich
und wieso und was ich sach
is schön breit und alles weißt du
weil is alles total flach

Emmas Wetter
In memoriam Lothar Emmerich

Ein grauer Regen ließ es Emmas Wetter werden,
die Leder wassersatt und alle Böden tief.
Die Stollen gruben sich in braune Rote Erden,
kein grüner Rasen war, wo seine Bahn verlief.

Die Ränge hofften noch, dass man den Ball ihm gebe,
dass es gelänge, wie so oft, dem Siegfried Held,
da fand sein Anspiel längst des Lothars linke Klebe,
ganz so, als hätte Emma es bei ihm bestellt.

Kein Menschaugen sah die Kirsche jemals fliegen,
ein feiner Strich nur war's und schon war es geschehn.
Die Keeper sah man auf den weißen Linien liegen

und Emma in der gelben Freudentraube stehn.
Des Lothars Grab in Dortmund-Marten liegt im Grünen,
die Rote Erde hinter anderen Tribünen.

Lothar »Emma« Emmerich schoss in 183 Spielen für Borussia Dortmund 115 Tore. Bei der Fußball-WM 1966 in England erzielte er im Viertelfinale gegen Spanien mit seiner legendären »linken Klebe« ein »Jahrhundert-Tor« aus unmöglichem Winkel. Der Sohn eines Bergmanns wurde im Dortmunder Vorort Dorstfeld geboren und im Nachbarort Marten beerdigt. Er wurde nur 61 Jahre alt.

Kampf dem Übergedicht!

Schwierig, mit Zeilen so hauszuhalten,
dass sich am Ende die Pärchen behalten,
dass sie sich kriegen und alles ist gutt,
so wie die Schlüsse in Hollywutt,
dass sie sich finden und dass sie nicht
die Leser mit maßlosem Übergedicht
rat
los
zu
rück
lassen
!

First Class

Heute bin ich hinter Wänden
für das Außenreich nicht da.
Ich empfangen kein Blabla,
Welt muss sich allein versenden.

Heute kann mich gar nichts kriegen,
keine Uhr und keine Zeit.
Einsam bleib ich lang und breit
zwischen weichen Kissen liegen.

Leise schlägt mein Herz Synkopen
unter diesem Federbett.
Lautlos schwebt mein easy jet
mit mir in die Misantropen.

Guter Tag

Später Morgen und noch dämmrig,
Kopf in Daunen, mollig – weich.
Niemand holt mich aus der Mulde,
nein, ich komm nicht! Auch nicht gleich!

Später Mittag, lascher Blitz,
das Gewissen will ans Licht:
»Du musst! Du sollst! Du hast zu tun!«
Ich hab zu ruhn, mehr hab ich nicht!

Früher Abend und schon dämmrig,
langsam um die Achse drehn,
Augenblick bringt die Gewissheit:
Ich mag mich nur von innen sehn.

Später Abend, ganz zufrieden,
nicht geleistet, nicht gehandelt,
gleich ein Traum, der alles rundet,
guter Tag, der so versandelt.

Weihnachtswehklage

Onkel Willis Finas-Wolke,
Tante Ernas Nylonfuß,
Opa Fritzens Juno-Jacke,
Muttis grobes Apfelmus.

Onkel Ottos Asbach-Atem,
Oma Tilles Tosca-Schal,
Tante Ellens Haarsprayaura,
Papas Stück vom Räucheraal.

Tante Lieses Mottenmantel,
Onkel Georgs Irish Moos,
Tante Paulas Flatulenzen,
Muttis Gans mit Pfanni-Kloß.

Weihnacht, ach du kannst mir nie
wieder diesen Duft entfalten.
Gott der Herr gab seinen Jungen,
doch er nahm mir meine Alten.

No Loreley, no cry

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
dass ich so heiter bin.
Ein Pärchen aus hiesigen Breiten,
das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist schwül und es dunkelt.
Man sitzt in erhitzter Natur.
Sie ist nicht zufrieden, es schunkelt
zu sehr ihr das Boot auf der Ruhr.

Die stöhnende Schöne schwitzt.
Es ist ihr recht sonderbar.
»Watt is jezz, ich denke du tritts et?
Jezz komm ma zu Potte und fahr

datt dämliche Tretboot da drüben
an' Steg!« Er kennt das Geschrei.
Es ist die sattsam bekannte,
gewöhnliche Melodei.

Der Schiffer im kleinen Schiffe
fügt sich zum Schein ins Geschick.
Dann formt er die Rechte zum Griffe
und schmeißt seine Schöne in' Schlick.

Ich glaube, nur so konnt's gelingen,
von Anfang an plante er nur,
die Laute zum Schweigen zu bringen
beim Tretbootfahrn auf der Ruhr.

Mein Land

Das ist ein freies Land,
jedenfalls so weit ich sehe.
Ich seh zwar weder Horizont noch Strand,
doch bis zum Rand der Wiese immerhin
ist es mein Land.

Mein Land, wo jeder der
bedürfnis- oder triebbedingt,
und sei es nur für freien Flugverkehr,
sich hin und her bewegen will, erfährt:
»Ja, bitte sehr.«

Es ist mein freies Land,
umkränzt von Heckenstrauch und Baum.
Es endet westlich an der Häuserwand
und zwanzig Meter östlich ist schon Schluss
mit meinem Land.

Land of the lucky free,
die Garantie ist kostenlos:
Wenn hier was herrscht, dann nur die Anarchie.
Ich gebe, wie es sich gehört, dem Gast
Kost und Logis.

Schnäbeln, Schmecken, Schminken,
ob Meise oder schöne Frau,
jeder ein Geschenk zum Sichbetrinken.
Holunderbeerenblau, Magnolienrot
zum Drinversinken

Das ist mein freies Land,
ein Garten ohne allzu viel.
Ich gebe denen meine Hand,
die kommen, um zu tun, was ihnen nützt.
Frei und beschützt.

Gottes langsamste Schöpfung: Westfalen

Als der HErr Westfalen machte,
setzte er sich hin und dachte:
»Heut mach ich mir keine Sorgen
und Westfalen mach ich morgen.«

Als der nächste Tag erwachte,
sprach der müde Schöpfer: »Sachte!
Immer langsam mit den Pferden
und nicht grundlos hektisch werden.

Das Projekt kann ich noch schieben,
mich derweil an Leichtem üben.
Heute bin ich faul, mach frei
und das Rheinland nebenbei.«

Doch auch dann, am nächsten Tage,
war der HErr nicht in der Lage,
sich so richtig durchzuringen
und Westfalen zu vollbringen.

So vergingen Tage, Wochen,
Monate, sogar Epochen,
fertig wurden Kontinente,
doch Westfalen? Null! Niente!

Immer wurd' was vorgezogen,
sogar Bayern – ungelogen!
Zügig füllten sich die Karten,
doch Westfalen musste warten.

Niemand kannte HErrgotts Gründe.
»Wann macht er denn endlich Bünde,
Münster, Castrop, Wanne-Eickel?
Langsam wird die Sache heikel,

langsam wird es echt zur Qual«,
grummelte das Personal,
Gottes Assis und Experten,
»nix ist fertig, nicht mal Hertzen!«

»Macht euch nicht ins Hemd, ihr Pfeifen«,
sprach der HErr, »ihr müsst begreifen:
Erst mach ich den Rest der Welt,
später mach ich Bielefeld

und – ihr werdet euch nicht wundern –
noch viel später mach ich Sundern.
Alles braucht halt seine Zeit,
ganz viel Zeit braucht Lüdenscheid.«

Kurz vor Toreschluss entstand
so dann noch das Sauerland
und als Zugabe – zum Trost –
Lippstadt, Paderborn und Soest.

Langsam und in aller Ruhe
kam der Schöpfer in die Schuhe,
brauchte für Westfalen länger,
hatte einen Schöpfungshänger.

So gab ER Westfalen Wesen,
so spricht ER an Tisch und Tresen,
aus Westfalen in die Welt,
langsam, dass sie es behält:

»Habt ihr keine andren Sorgen?
Kommisse heut nicht, kommisse morgen!«

Etwas in mir!

Etwas in mir is größer als ich,
isses das Es, das Du oder nich?
Isses sogar 'n höheres Wesen,
das mich als Wohnort hat auserlesen,
'n Gott oder irgendwas in dieser Art?
Jedenfalls mag es Kartoffelsalat.
Kartoffelsalat mit dick Mayoneise,
Bockwurst mit Senf und Etwas ist leise.
Is klar, was in mir so groß is und wacht:
Nich Es isses, Gott nich, nich Du, sondern
Schmacht.

Still ruhe der Koma-See

All die totgekochten Fische,
unter Soßensenf versteckt,
sollen nie mehr auf die Tische,
sei'n in Ewigkeit verreckt.

Schlafen müssen die Gerüche,
ruhen die Erinnerung
an die Kindertageküche,
in der Altersdämmerung.

Windelschiss von Matschbananen,
Apfel- und Kartoffelbrei,
wecke nicht die bösen Ahnen,
lass die Monster nie mehr frei.

Tief im Dunkel meiner Rübe
dümpelt still der Koma-See,
ganz weit unten gründeln trübe
Lebertran und Fencheltee.

Erste Herbsthilfe à la bourguignonne*

Wenn es novembert im Gemüt,
wenn gar nichts funkelt, glimmt und glüht,
wenn dir kein heller Ton gelingt,
wenn kaum noch Weiß ins Graue dringt,

dann schreib nicht noch ein Herbstgedicht.
Du weißt es doch, die leuchten nicht.
Die alten stapeln sich wie Laub
und fangen schon seit Jahren Staub.

Mach besser Feuer auf dem Herd,
dass Wärme in den Bräter fährt.
Hol zügig etwas Gutes ein,
besorge Wein und Rinderbein.

Bei angenehmen hundert Grad,
im speckigen Burgunderbad,
darf es sich rekeln mit Schalott
in stundenlangem Schmurgelpott.

Wenn es novembert im Gemüt,
wenn nichts mehr funkelt, glimmt und glüht,
dann hilft kein Gott und kein Gedicht,
dann hilft dir nur ein Schmorgericht.

**und ist es à la bourguignonne,
vergiss bloß nicht den Champignon!*

Der Christ isst

Zur Weihnacht brat ich Gans.
Ostern brat ich Lamm.
Zu Pfingsten wiegt mein Braten
mal grad zweihundert Gramm.
Pfingsten brat ich lediglich,
denn das befiehlt mein Glaube,
Taube.

Der Hummerast

Wenn du großen Hunger hast,
säge nicht am Hummerast!
Zerstöre seine Schale
nie durch das Brutale!
Hammerschlag und Sägeblatt
machen zwar den Hummer platt,
jedoch die Hummerinnerei
wird durch Gewalt aussu zu Brei.
Sei zart und schon den Homnard,
mach's lieber nach Bretonenart:

Die wahren Connaissanceure
sind Schalentiermasseure.
Sie kneten und sie walken,
dass Hummer sich entkalken
und freiwillig ihr Innendrin
– dies feste, weiße Protein –
aus ihrer Festung lösen,
bis man mit Mayonösen dann
die Hummrigen erlösen kann.

Tauwetter

Ein Häufchen weißer Dreck
auf matschig braunem Gras,
ein grauer Hut mit Löchern
und dazwischen was,
das aussieht wie 'ne Möhre,
gelbrot mit dunklen Stippen,
zwölf leere Dosen Bier,
und vierundfünfzig Kippen.

Der Schneemann hat geraucht
und Alkohol getrunken,
ein ungesundes Leben,
ist bald im Gras versunken.
Vergangen und vergessen
ist morgen schon die Leich,
getaut vom warmen Regen
und heißem Hundeseich.

Maibocks Frühlingsfrust

Brunzend steht der Maibock
im Wald und schaut betroffen,
das Reh will ihm nicht willig sein,
er ist ihm zu besoffen.

Das Gesetz des Sommers

§ 1

Man zeigt als Mensch nicht nackte Schwarte!
Dies' Privileg hat nur das Schwein.
Man geht bekleidet unter Sonne,
trägt auch sommers langes Bein!

§ 2

Man badelatscht nicht adilettig
quietschend über Promenaden,
quält Mitflaniererblicke nicht
mit weiß besockten Stachelwaden!

§ 3

Man bietet nicht der Welt den Pöter
ungebeten nackicht an!
Auch am Strand trägt nur der Köter
Rute offen, nicht der Mann!

§4

Verboten ist dem Weib das Top,
wie seinem Kerl das Muskelhemd!
Zurschaugestelltes Achselhaar
wird ohne Warnung abgeflämmt!

§ 5

Unbedeckten Oberkörpern
dräut stumpfe Klinge ohne Schaum!
Strafrasiert wird Nabelwolle,
Brustgestrüpp und Schmerbauchflaum!

§ 6

Hundert Hiebe mit der Gerte
sind als Sühne angemessen,
auf bebadehoste Kimmen,
die in Gasthausstühle nässen!

Weihnachtlicher Beitrag zur Integrationsdebatte

Huch! Nanu! Du dickes Ei!
Ramadan ist grad vorbei.
Jetzt kommt schon bald der Weihnachtsmann
und ich hab noch mein Kopftuch an.

Rauchverbot im Stall zu B.

Partystimmung? Mucke? Tanz?
Das kann man so nicht sagen.
Der Esel zittert mit dem Schwanz,
weil ihn die Fliegen plagen.

Der Ochse pennt im Stehen ein,
den Huf im eignen Fladen.
Die Hose könnt nicht töter sein.
War keiner eingeladen?

Nur Mia, die grad niederkam
mit Heinz, dem Stammeshalter.
Doch wo ist Jupp, der Bräutigam
und wo sind Kurt und Walter?

Die stehen frierend draußen rum,
mit Königspils und Kippe.
Das Rauchverbot im Stall ist dumm.
Null Stimmung an der Krippe.

Ich weiß nicht

Die Fliege sitzt im Mist,
der Teufel im Detail,
das Häschen in der Grube,
im selben Boot wir zwei.

Die Maus sitzt in der Falle,
Hänschen sitzt im Glück,
die Katze auf der Lauer
und du mir im Genick.

Ich weiß nicht, wie ich's dir sage,
wie ich um dich empfinde,
ich suche nach den Worten,
die ich doch niemals finde.

Ich weiß nicht, wie ich's dir sage,
wie ich mich um dich zerreiße,
im Geist ist alles richtig,
doch wörtlich wird es fade.
Ein guter Satz reicht völlig
und Wörter gibt's in Mengen,
noch einmal will ich's wagen,
dieses Mal mit »hängen«:

Tom Dooley hängt am Galgen,
der Trinker hängt am Bier,
am Arsch, da hängt der Hammer
und ich Arsch häng' an dir.

Dickes G.

Etwas Zeit, Geduld, Vertrauen,
besser, man verletzt sie nicht,
diese schöne, erste Schicht.
Ganz behutsam tasten, schauen.

Auf noch unbewohnten Kissen
manches dürfen, gar nichts müssen.
Zwischen schönen leisen Küssen
vieles ahnen, wenig wissen.

Warmen Wind in langen Haaren,
hoch auf Haldenkronen steigen.
Köpfe zueinander neigen,
tief ins Bernstein-Bergwerk fahren.

In den Zwischenzeiten Worte,
Satz um Satz zum Bild gefügt.
Ohren, die man nicht betrügt,
hören sich an neue Orte.

Augenblicke werden länger
und aus langsam wird nicht schnell.
Träume werden leicht und hell
und die Räume weit, nicht enger.

Ganz behutsam tasten, schauen,
so viel Zeit für dieses Fest,
alle Zeit für dieses Nest,
so viel Freude, es zu bauen.

Brücke der Versöhnung

Seit du fort bist – diese Lücke.
Herz zerbrochen – tausend Stücke.
Niemand baut mir eine Brücke
über diesen Todesstreifen.

Soll ich selbst zum Spaten greifen?
Löcher graben, Pfeiler setzen?
Willst du mich noch mehr verletzen?

Komm zurück, dann sind wir quitt,
und bring noch was vom Griechen mit.

Sternfahrt

Wir ham auf dem Balkon geraucht
und du hast einen Stern gebraucht
für Ernst, den toten Tabakhändler.
Du hast ihn ziemlich oft verflucht
und ihm dann einen ausgesucht.

Der Himmel war wie immer flach,
'ne Handbreit überm Giebeldach
hielt der alte große Wagen.
Er hat dich ganz kurz angestrahlt,
du hast für Ernst die Fahrt bezahlt.

Der Halteplatz war jetzt bekannt,
und als der Wagen wieder stand,
bist du gleich eingestiegen.
Komm vorbei und bleib nicht stehen,
lass dich ab und zu mal sehen.

Zehn

Und hopp – und ex – die liebe Zeit
mit ihren Siebensachen
verzieht im grünen Sommerkleid
und wird woanders lachen.

Tür auf – Tür zu – ein schneller Dreh
und keine weit'ren Fragen.
Geschmolzen sind wie später Schnee
zehn Jahre in zehn Tagen.

Schicksal Garderobensofa

Alt und braun und voller Schlieren,
enden Sofas abgeschoben,
während jenseits der Garderoben
Scherze im Applaus krepieren.

Schicksalswege eines Möbels,
immer kam es schlimm als schlimmer.
Früh missbraucht im Jugendzimmer,
spät als Couch des Kleinkunstpöbels.

Bier aus Flaschen, Bier aus Dosen,
Kabarett in allen Ritzen,
Speck von ewig alten Witzen
und vom Schwitzen toter Hosen.

Hinter Bühnen und vor Fluren
enden Sofas abgeschoben,
in den Künstler-Garderoben,
alt und braun als Backstage-Huren.

Plages

Am Anfang des Tages
seh ich nur plages,
hingegen am Ende –
Strände ...

Aufschwung im Zoo

Im Zoo war's neulich wieder leer,
drum frühstückte der Brillenbär
bis mittags und ging hinterher
zwecks Augentest zum Optiker.

Das Warten in der Brillenschlange
dauerte ihm viel zu lange.
So geht der Tag doch in die Binsen,
beschloss der Bär und nahm dann Linsen.

Bei Rückkehr war er schwer pikiert.
Der Pfleger hatte umfirmiert.
Die Änderung missfiel ihm sehr,
sein Name sei jetzt Linsenbär.

Ein Prankenhieb, ein Wadenbiss,
so fand sich schnell ein Kompromiss.
Der Bär las stolz und unbebrillt
sein nagelneues Typenschild.

Der Zoo war seitdem nie mehr leer,
dank Erbsen-, Linsen-, Bohnenbär.
Das Publikum bestaunt die Zucht.
Lateinisch: Ursus Hülsenfrucht.

16 dumme Fragen

Seit wann wird denn im Krieg geschossen?
Seit wann fließt denn beim Schlachten Blut?
Seit wann ist denn das Rauchen schädlich?
Seit wann kommt nach der Ebbe Flut?

Seit wann wird denn im Krieg gelogen?
Seit wann macht alter Fisch Gestank?
Seit wann sind weiße Pferde Schimmel?
Seit wann gibt's Geld denn auf der Bank?

Seit wann gibt es im Krieg denn Leichen?
Seit wann verursacht Sonne Brand?
Seit wann stehn hinter Fragen Zeichen?
Seit wann gibt's denn auf Flaschen Pfand?

Seit wann wird denn im Krieg gefoltert?
Seit wann wird's denn im Winter kalt?
Seit wann ist denn der Papst katholisch?
Seit wann kackt denn der Bär in' Wald?

Herrgott, hilf Horst!

Eine Fürbitte

Lass uns tiefe Räume finden,
lass uns eng und sicher stehn,
lass die Kräfte uns nicht schwinden,
lass uns freie Männer sehn.

Lass uns hinten keinen kriegen,
mach, dass uns das Glück mal lacht,
lass uns heute vorne liegen,
mach, dass Horst heut einen macht.

Horst traf sonst aus allen Lagen,
links wie rechts und früh wie spät.
Trifft heut keinen Möbelwagen,
wenn er direkt vor ihm steht.

Horst hat jetzt seit dreizehn Wochen
keinen für uns reingehaun,
Horst hat voll die Pest am Knochen,
ist nur noch am Scheißebaun.

Herrgott, Horst darf nicht versieben!
Gib ihm eine Möglichkeit!
Loben wolln wir dich und lieben:
Hoch die Tür, das Tor mach weit!

Auf der Suche nach der verlorenen Zeit

Marcel Proust meets Gerd Rubenbauer

Oben am Steilhang
fährt Hilde das Tor an.
Auwei noch mal gutgang,
sie war etwas spät dran.

Hopp hopp komm jetzt Hilde,
das Gold kannst du kriegen –
doch da lässt die Wilde
'ne Hundertstel liegen.

Jetzt steht sie und kuckt dumm
am Gleitstück und sucht,
gräbt allen Schnee um,
vergisst sich und flucht:

»Scheißzeit, wo bist du?
Kumm her, blöde Sau.
Wann i di kriag du,
hau i di blau.«

Im Mai wurd' die Hilde
geborgen von Hunden.
Die Hundertstel hat man
nie wiedergefunden.

Fußball-WM 2010
Die wichtigsten Vorrundenspiele im Überblick

...

19. Juni, Gruppe E
Kamerun – Dänemark =1:2

Ich hatte sonst nicht viel zu tun,
drum war ich mal für Kamerun.
Kamerun war anfangs stark,
doch später kam dann Dänemark.

Masse und Klasse

Was ragt da aus der Ebene?
Ein Mitglied der Elite.
Ganz schön groß, das ragt ja sehr.
Ist ein Spitzenfunktionär.
Mann, der ragt tatsächlich gut.
Allererste Klasse.
Weißt du denn, was der so tut?
Ragen – aus der Masse.
Masse? Sind das du und ich?
Doch, kann man so sagen.
Masse? Wir sind nur zu zweit.
Aaaaber wir sind ganz schön breit.
Da hat er ja leicht Ragen.

Es kreißt

Nee – wirklich?
Is' nich' wahr!
Heute schon?
Aber es sollte doch erst ... Und?
Alles gesund?
Toll!
Was ist es denn geworden? Ein Junge oder ...?
Ein WAS?
Ach, ein Gedicht. Trotzdem: Glückwunsch!

Reim gar nichts
Eine Selbstkritik

Woran es dem Werk dieses Autors gebricht,
ist ganz ohne Frage das Großgedicht.
Es geht unterm Strich, wer will das bestreiten,
auf viel zu viel Seiten um Kleinigkeiten.

Blättern Sie ruhig, da wird es nicht besser.
Immer nur Plätschern in seichtem Gewässer.
Es wird nur im eigenen Saft geschmort
und mit Zahnstochern in dünnen Brettchen gebohrt.

An die ganz großen Themen traut er sich nicht.
Nur mal als Beispiel: Die Kassenbonpflicht.
Fasse zusammen: Viel Wasser, kein Wein
und immer mal wieder ein unreimer Rein.

Perle

Dein Liebreiz erschloss sich auf Anhieb
nicht jedem, der dich mal betrat,
doch wer aus Versehen in dir blieb,
wusste bald schon, was er an dir hat.

Na, »bald« ist vielleicht übertrieben,
zwanzig Jahre braucht's schon im Schnitt,
um sich in dich zu verlieben,
doch dann hält die Bindung wie Kitt,

der gesprungene Scheiben im Holz hält
und blindestes Glas im Rahmen.
Du Perle am Podex der Welt:
Bönen, Kreis Unna (bei Kamen).

Hoffnung weiter vorn

Du tappst durch das Dunkel, die Gasse ist eng?
Du atmest sehr flach, denn es riecht etwas streng?
Deine Augen suchen den Eingang zur Welt?
Du findest ihn nicht, jede Sicht ist verstellt

von Kirchengemäuer aus sandigem Stein?
Wo könntest du Armer gestrandet sein?
Wenn du Glück hattest, nicht in Kölle am Rhein,
sondern – aber das ist wohl auch kein Trost – in Soest.

Verlier nicht die Hoffnung,
schau weiter nach vorn.
Schau bloß nicht nach rechts –
da liegt Paderborn.

Halb drei

Ein nicht so fernes Rauschen,
die Brise wiegt die Äste.
Ein Himmel überm Blätterdach,
Im Rücken Wiesenreste.

Im Süden ragt ein großer Zeh
In Richtung des Zenites.
Ein Täubchen zielt, lässt unter sich,
verfehlt mich knapp, dann flieht es.

Der Dusel duselt mich wohin,
die Brandung schüttelt Kiesel.
Li la lu Lavendelluft,
so pelzig zart, so Diesel.

So was? So wie? So lullaby.
So süßes Sommersausen.
Dienstag Nachmittag, halb drei:
Revierpark Oberhausen.

Tausend Umwege

»Mille viae ducunt hominem per saecula Iserlaunum«

Über dich spricht man relativ selten.
Bist bescheiden und machst dich nicht breit.
Du liegst nicht im Zentrum von Welten,
sondern nördlich von Lüdenscheid.

Auf dem Weg zu dir muss man oft wenden,
trotz Navi, trotz Google, trotz Falk.
Gelegenheit hat man in Menden,
in Drörschede, Frönsberg und Schalk,

in Stübbeken, Lössel, in Sümmern,
in Fröndenberg, Frönsberg und – ja,
liegt auch das Auto in Trümmern
im Graben von Burg Altena.

Dich zu suchen, zu finden, zu lieben,
ist des Reisenden tröstliche Fron.
Tausend Umwege, so steht's geschrieben,
führen schließlich nach Iserlohn.

Sonett vom Moment

Der Moment will dürfen und nicht müssen,
auf Bestellung stellt er sich nicht ein.
Auch wenn Sie ihn lange Zeit vermissen,
sollten Sie nicht ungeduldig sein.

Wie soll ich Ihnen den Moment beschreiben?
Mein Fach ist die Musik und nicht das Wort.
Er kommt vorbei und neigt nicht zum Verbleiben.
Mit etwas Glück sind Sie am selben Ort.

Der Moment lässt sich nicht dirigieren,
weil er sich nur freiwillig begibt.
Ich traf ihn selten an beim Musizieren,

doch wenn, dann hab ich mich in ihn verliebt.
Er hat es wohl gespürt und blieb ne Weile.
Momente haben manchmal keine Eile.

Heimatloses Osterei (auf Norderney)

Im Januar wurd ich gesichtet
als selten schickes Einzelstück.
Wer mich bekäme, wurd berichtet,
hätt fast schon unverschämtes Glück.

Im Februar war ich verschwunden,
»verzogen«, wurde kolportiert,
nach »unbekannt«, nach »falsch verbunden«,
nach »weißderteufel« emigriert.

Bereits im März war ich vergessen,
kein Schwein fragt seither, wo ich bin,
als Thema so was von vergessen,
aus dem Sichtfeld, aus dem Sinn.

So kam ich im April zu dir,
in schäbbig braunem Packpapier,
als blinder Nordseepassagier,
frierend auf der Frisia 4.

Als heimatloses Osterei
stell ich dir auf Norderney
die hoffnungsvollste aller Fragen:
Willst du mich nach Hause tragen?

Letzte Runde

Elfter Monat, achte Stunde.
Matsch und Modder, Wiese tief.
Mensch und Hund auf Hunderunde.
Stimmung eher depressiv.

Mensch reißt heftig an der Töle.
Nase hört nicht auf zu laufen.
Schmerz zieht in die Nebenhöhle.
Hund scheißt einfach keinen Haufen.

Schafft's nicht mal, das Bein zu heben.
Ostwind pfeift durch Fell und Hose.
Mensch steht steif und stumm daneben.
Mensch: Meniskus, Hund: Arthrose.

Krähen sammeln sich in Eichen.
Letztes Laub fällt braun ins Gras.
Letzten Atem sieht man weichen.
Tja, ihr zwei, ich glaub, das wars.

Mensch und Hund, die letzte Runde.
Beider Kreislauf hat versagt.
Elfter Monat, neunte Stunde.
Diagnose: Herbstinfarkt.

Beruf: Pott-Poet – Ein Interview

Fragen: Fritz Eckenga

Antworten: Fritz Eckenga

Fritz, du stammst ja aus dem Ruhrgebiet
und wurdest warum Verseschmied?

*Gehorsam, Pflicht und braver Sohn.
Ich wollte nicht, die Eltern schon.*

Du wolltest lieber – was genau?

Auf Zeche, Untertagebau.

In den Pütt? Nach Kohle graben?

*Ich litt wie Hund, doch Vater sprach:
Der Junge soll's mal besser haben.*

Und Mutter?

*Mutter war, wie Mütter sind,
besser: war'n, in jenen Tagen,
hielten zwar zu ihren Blagen,
hatten aber nichts zu sagen.
Hatten Vätern beizupflichten:
Junge, geh mal lieber dichten.*

Mnn hat's dir echt nicht leicht gemacht,
du warst grad sieben.

Nee, schon acht.

Aus der Traum, mit zarten acht:
Niemand runter in den Schacht.

Kein Hauer sein, kein Steiger werden,
kein Ausritt auf den Grubenpferden.

*So früh, noch vor der Pubertät,
zu wissen: Ich werd Pott-Poet.*

Die Aussicht war ja echt beschissen.
Warum bist du nicht ausgerissen?

*So war'n die Zeiten nicht, mein Freund!
Da wurde nicht herumgestreunt,
gevögelt, blaugemacht, gefeiert,
gekiff, gesoffen und gereibert.
So wie bei dir, du Tagedieb!
Ich schrieb und schrieb in Wechselschicht
erst tausend und dann ein Gedicht.*

Ohne Ent- und Wedia listet Wikipedia:
Hundertachtunddreißig Bände!

*Ich hasse es zu kokettieren,
ich möchte einfach nur zitieren.
Spiegel, Eff A Zett und Zeit:
»Eckenga, Eckenga, weit und breit!
Eckenga! Eckenga und kein Ende!
Eckenga! Schon mit zwölf Legende!«*

Das sagt alles, muss genügen.
Dem ist nichts hinzuzufügen.
Außer, Fritz, jetzt kein Geplapper,
später wurz du selber Papa.
Zogst du aus den Turbulenzen
deiner Kindheit Konsequenzen?
Als dein Sohn den starken Willen
offenbarte, zu erfüllen
sich den Traum vom eignen Leben?

Sag, was hast als Dichterst
du ihm denn da mitgegeben?

*Mein Sohn, ich hatt's zum Gluck nicht leicht,
dein Gluck: du hast es schwerer.
Ich geb' dir gleich »Gehirnchirurg«!
Du wirst Gesamtschullehrer.*

Grenzfrage der Kunst

Sollte man nicht
dem Daseinsverdusternden,
dem Unausstehlichen,
dem Unertraglichen,
dem Hasslichen,
zusammengefasst:
dem Kotzreizerzeugenden,
also zum Beispiel: Björn Höcke,
mit den Mitteln der schönen Kunst,
sprachlich gewandt,
elegant, nonchalant,
sozusagen mit leichter Hand
volles Pfund was in die Fresse hauen?

Also zum Beispiel: ein Gedicht?
Och nö.
Das merkt er ja nicht.

Sommerbilanz

Die Sonne schien zwar immer auch in unsren Garten,
doch anderswo erschien sie mir zu hell.
Der Sommer war vielleicht ein wenig lang geraten,
man las viel Hässliches auf Nazionalplakaten
und hörte dazu passendes Gebell.

Man müsste selbstverständlich schlechte Laune haben,
Gründe gäb es reichlich und per se.
Es spräche nichts dagegen, sich ein Loch zu graben,
sich reinzulegen und der Welt ade zu sagen,
andererseits freu ich mich auf den Schnee.

Eiskalte Ruh*

Du warfst den Schatten wahrhafter Giganten,
hinter deinem Rücken ward es Nacht.
Im Dunkeln blieben deine Anverwandten
Statisten kolossaler kalter Macht.

Gewandet in den Mantel der Geschichte
zogst du aus der Rheinpfalz in die Welt,
in deinem Sog die Parodisten-Wichte,
vom Brettlvolk für kleines Geld bestellt.

Du warst der Wirt, der viele Kriecher nährte,
so mancher hat sich in dir hochschmarotzt,
noch gab er vor, dass er dich sehr verehrte,
schon hat der Heuchler vor dir ausgekotzt.

Die Schranzen saßen satt an deiner Tafel,
du gabst dem einen Brot, dem andern Land.
Mit großer Gunst ertrugst du ihr Geschwafel,
zum Undank bissen sie dir in die Hand.

Es ist dir keine ewge Ruh beschieden,
am Rande deiner Grube köterts grell.
Das sind die Hunde, die dich einst gemieden,
das hinterbliebne Rudel zerrt am Fell.

Nun schmücken falsche Fahnen falsche Schreine,
den echten kennt nur Springers »Bild« sowie
die strenge Hüterin deiner Gebeine,
dein größter Fan, die schöne Misery.

Man weiß nur, was man aus der Zeitung weiß,
dort stand, sie kaufe häufig Trockeneis.

* Helmut Josef Maria Kohl, *3. April 1930 †16. Juni 2017

Ö

Vielgerühmtes Land mit Ö.
Volk begnadet für das Schö.
Hast den Berg mit Pulverschnö
und das Tal mit Wörthersö.

Vielgeprüftes Land mit Ö.
Schimpf nicht mit dem Piefke D.
Starb der schöne Haider Jö
doch im Phaeton von VWö.

Einig lass in Jubelchö.
Schönes Ö dir Treue schwö.
Bist die Heimat großer Sö.
's Fritzl, Mörtel, DJ Ö.

Vielgeliebtes Land mit Ö.
Sagst statt gelle gerne gö.
Bstöllst an Braunen als Kaffö
und zum Regiern die FPÖ.

Und jetzt alle:
Hey, hey, hey, Baby!
Uh! Ah!

Männer in Meeren aus Tränen

Es war ein wunderbar warmer Tag
und der Frühling ein schönes Versprechen,
doch dann sprach der Trainer, dass er nicht mehr mag,
und wir hörten in uns etwas brechen.

Als der Trainer sagte, dass er nicht mehr will,
schlossen Narzissen die Blüten,
der Spatz verstummte, die Uhr stand still,
und die Hühner vergaßen das Brüten.

Die Säuglinge wiesen den Müttern die Brust,
und die Pkw wollten nichts tanken.
Als der Trainer erklärte, ihm fehle die Lust,
sah man Fische, die qualvoll ertranken.

Als der Trainer sagte, im Sommer sei Schicht,
zogen Ruß und Pech aus Kaminen.
Der Heuschreck bestellte das Jüngste Gericht
und verspeiste drei schwarzgelbe Bienen.

Als der Trainer verkündete, er müsse gehn,
sahn wir Männer in Meeren aus Tränen stehn,
und ahnten, dass wir uns morgen
– eventuell auch übermorgen – einen neuen besorgen.

Und sowieso das bessere Gedicht
für Wiglaf Droste (27. Juni 1961 – 15. Mai 2019)

Den Hut zu nehmen, ohne Gruß zu gehen,
das war, pardon, ein bisschen asozial.
Du hattest echt schon bessere Ideen,
hier stehn wer weiß wie viele im Regal.

Erstaunlich, wie dich plötzlich alle feiern,
sie stelln dich unter Klassikerverdacht.
Du würdest dich vermutlich leicht beeiern,
wär's nicht so traurig, hätt ich auch gelacht.

Wir hatten die bei Weitem bessren Witze,
die salzigeren Tränen im Gesicht
und viel gepflegter einen in der Mütze
und sowieso das bessere Gedicht.

Na klar, es hat dich viel zu oft gerissen,
ich war ein paarmal etwas zu nah dran.
Die Sorte Absturz werd ich nicht vermissen,
dich schon, mein Freund, du weißt warum und wann.

In der Gastwirtschaft zur Lerche

Willst du schon gehen? Die Hähne sind noch auf,
der Abend ist noch lang.
Es klang doch gar nicht wie Gesang,
es war ein dunkles Gellen,
es war die Wirtin, nicht die Nachtigall,
die rauh in den Gehörgang drang,
bedrohlich wissen wollte, ob
wir noch zwei Bier bestellen.

Die Wirtin war's, die Bierverkäuferin,
nicht dieser Vogel, der von Sperrstund' singt,
die Wirtin war's, die's Pils uns bringt,
solang wir noch die Lider heben
und nickend ihre Frag' bejah'n,
nicht Widerworte geben.

Und erst, wenn Blei sich auf die Zungen legt,
wenn uns die Silben schwallend aus den Mäulern fallen,
wenn sie die Hähne schließt
und nichts mehr in die Gläser gießt,
was du vielleicht mit etwas Glück dann hörst,
sind Nachtigallen.

Früher Vogel

I am the early bird.
I just got out of bed.
My heels are high and red.
I am a gorgeous fellow

My break shines mellow yellow.
I am the early bird.
My song sounds like a flirt
Und du hast ihn gehört.

Le Mouette du Lac Möhne

Der Möwe nennt sich jetzt Jean Jacques,
bis gestern hieß er Klaus.
Statt in den See kackt er in le lac,
statt Hornbelag hat er nun Plaque
und sieht französisch aus.

Der Möwe war in der Boutique,
er geht in Blanc und Bleu.
très élégant, très magnifique,
wann sah man solchen Möwenschick
je hier am Möhnesee?

Vraiment francais, avec Baret
trotzt Möwe Wind und Welle.
Das Abziehbild wär fast komplett,
doch leider trägt er statt Baguette
im Schnabel 'ne Forelle.

Hermannsdenkmal – Adlerwarte Berlebeck

Flugzeit fünf Minuten / 3. Januar 2024

Überm Teutoburger Wald
friert Held Hermann, ihm ist kalt.
Eisig zieht's von Osten rein,
Hermann hat den Frost im Bein,
muss im Schneegestöber stehn
und heldisch in die Landschaft sehn.

Adler Horst schaut auf die Karte,
denkt sich: Och, von meiner Warte
bis zum Hermann ist's nicht weit.
Ich mach kurz die Schwingen breit,
dreh'ne Runde, bin schon weg
und bald zurück in Berlebeck.

Der große Fleck auf Hermanns Hut,
man sieht ihn nur von oben gut,
stammt aus diesem kalten Jahr.
Exakt am dritten Januar
hat Adler Horst, damit Sie's wissen,
dem Hermann auf den Helm geschissen.

Prosa / Szenisches

Ein gutes Gefühl
Anim Basche bei der Dressur mit Wallach und Dame

Aufmerksam sprötzelt der Wallach die Ohren,
Nüpft die Lüstern kaum merklich
Und versammelt sich unter seiner Reiterin
Recht ordentlich.

Empfindlich reagiert der Gute
Auf den leichtesten Druck der Schenkel,
Ruhig weht der Schweif,
Und markant pörkelt er den Wupf.

Edel, ja fast aristokratisch
Schnurpelt er den Bläh
Und gibt ihr und uns
Ein gutesgutes Gefühl.

Schon beim Abreiten
Zeigte er sich fast galant,
Und selbst jetzt, nach der Hälfte der Übung –
Schwitzt er ja kaum.

Er schwitzt ja kaum ...
Jahhh! Das ist die Holsteiner Zucht.

Kalt und doch gelehrig,
Sensibel für die kleinsten Aufmerksamkeiten jener,
Die auf ihm leicht federnd die Zügel führt.

Nun nur noch die Passage ...
Und er geht – nein, er schreitet.
Oh, wie er schreitet!
Und sie hilft ihm gut.

Ein letztes Mal den Knorp geschnurbelt
Und dann:
Die so ausgezeichnete
Finale Versammlung.

Er steht ganz geschlossen.
Sie zieht den Zylinder.
Das ist Gold für die beiden.

Fünf Briefe an Sybille

I.

14.12.1996

Liebe Sybille,

Du glaubst gar nicht, wie lange ich jetzt vor dem leeren Papier gesessen und überlegt habe, wie ich diesen Brief beginnen soll. Komisch eigentlich nach all der Zeit, die wir zusammen ...

Andererseits auch wieder gar nicht so komisch, denn immerhin haben wir nun schon über zwei Jahre nichts voneinander gehört, und da kann ich Dich ich ja nicht einfach so wie früher mit »Bille« oder »Specki« anreden. Wer weiß, vielleicht hättest Du den Brief dann gleich in tausend Stücke gerissen, und das sollte ja nicht der Sinn der Übung gewesen sein.

Ich wollte nämlich einfach wieder den Kontakt herstellen. Schau, in der Zwischenzeit ist soviel Gras über die alten Dinge gewachsen. Und da sollten doch zwei erwachsene Menschen wie wir mittlerweile wieder in der Lage sein, wenigstens miteinander zu reden. Was meinst Du? Ruf mich doch einfach an. Meine Telefonnummer ist unsere alte geblieben. Sollte ich nicht da sein, sprich bitte eine Nachricht auf den Anrufbeantworter. Ich melde mich dann.

In freudiger Erwartung, Dein

Helmut

II.

17.12.1996

Hallo Sybille,

O.k., ich bin nicht mehr »Dein« Helmut. Hast ja recht. Trotzdem hättest Du bei Deinem Anruf ruhig ein bißchen freundlicher sein können. Leider war ich ja nicht zuhause, sonst hätte ich Dich sicher schon am Telefon etwas beruhigt. Weißt Du, ich bin tatsächlich ausgeglichener als damals.

Aber Deinen Vorwurf, ich sei »immer noch derselbe abgezockte Schleimscheißer wie früher«, den kann ich so unwidersprochen einfach nicht stehen lassen. Du weißt doch so gut wie ich, daß ich Dir bei Deinem »Auszug« die 4000 Mark wirklich nicht geben konnte. Erstens hatte ich mir gerade den PC zugelegt, und zweitens – vergiß das bitte nicht! – mußte ich für die fünf noch ausstehenden Hormonbehandlungen Deines Katers Günther Strack ganz alleine aufkommen.

Du wolltest Stracki ja partout nicht mitnehmen, weil dieser Dieter angeblich unter einer Katzenallergie litt. Auf den hast Du fein Rücksicht genommen, aber wenn ich früher nur im Ansatz aufgemuckt habe, weil Strack mir in die adidas Samba geschifft hatte, dann hieß es immer: »Wage es bloß nicht, dich an dem unschuldigen Tier zu vergreifen! Ich kann ohne Stracki nicht leben! Eher verlasse ich dich!«

Das hast Du dann ja auch gemacht, aber eben ohne den fetten Bolz. Es geht ihm übrigens gut. Er liegt gerade neben mir und hat seine sechseinhalb Kilo anmutig auf dem Schreibtisch verteilt (die Flecken auf dem Papier sind Katzensabber). Du weißt, daß ich nie sein bester Freund war. Und gerade deshalb solltest Du meine – auch finanziellen! – Bemühungen um ihn doch bitte in Deine Abrechnungen einbeziehen.

Aber lassen wir das. Erstens will ich unser altes Konversationsniveau nicht wiederbeleben, und zweitens sollte das Thema Geld zwischen uns doch keine Rolle mehr spielen. Du hast es eh nicht nötig mit diesem – was war er gleich? – Autoverkäufer und ich bin inzwischen auch aus dem größten raus. Das Studium habe ich an den Nagel gehängt und mache jetzt die Werbetexterei professionell. »HTC« heißt meine Firma. Eigentlich »Helmuts-Text-Concept«, aber wenn Du es englisch »ÄitschTieSsie« sprichst, kriegt es doch gleich einen anderen Kick, oder? Beiliegend übrigens meine Visitenkarte.

Können wir uns nicht einfach mal ganz relaxed treffen? Anrufen soll ich Dich ja nicht. Warum eigentlich? Reißt Dir Dein Gebrauchtwagenhändler dann den Arsch auf, um es mal in Deinem Jargon auszudrücken? Also melde Du Dich bitte bei mir. Aber schrei' nicht wieder das ganze Band voll. Ich brauche den Automaten auch beruflich. Nichts für ungut,

Helmut

III.

20.12.1996

Sybille!

Ich habe es weißgott nicht nötig, mich von Dir einen »saftlosen Reklamearsch« nennen zu lassen, der »seine Ex-Ischen anbaggert«, weil er »vom Wichsen die Schnauze voll« hat! Ich lebe zwar zur Zeit in keiner festen Beziehung, aber was dieses Thema betrifft, bin ich bestens versorgt! BESTENS! Weit besser übrigens als zu unserer Zeit, das kannst Du mir glauben! Und was den »Reklamearsch« angeht. Wenn Du Dir von Deinem schwulen Frisör mal wieder eine dieser spießigen Dauerwellen einbrennen läßt, dann studiere doch bitte mal die Anzeigenseiten der Frauenillustrierten. Die »Tampax-light-Serie« ist von mir! So viel dazu!

Und jetzt zum Thema Geld: Weißt Du eigentlich, wieviel die mittlere Dose »saftige Happen mit Rind« mittlerweile kostet? Einsneunundsiebzig! Davon zieht sich Deine fette Bestie Strack am Tag locker zwei Stück in den Wanst. Macht auf zwei Jahre gerechnet ziemlich genau 2.613,40 DM! So! Und dann brauchst Du nur noch Knabberbrekkis, Streu und Teppichshampoo für regelmäßiges Katzenkotzewegmachen dazurechnen! So kommst Du nämlich mit links auf Deine blöden vier Mille! Mit links! Weißt Du was?! Höchstwahrscheinlich kriegte ich noch einen namhaften Betrag 'raus, wenn es nach Recht und Gesetz ginge! Ganz davon abgesehen. Wer hat denn bitteschön

die Erneuerung der von Deinem schlanken Elefantenfuß eingetretenen Mattglasduschtrennwand und die Reparatur des mit dem Brotmesser niedergemetzelten Video-Recorders geblecht? Wer denn?! Also vergiß das mit der Knete! VERGISS ES!!!

Du hast offensichtlich kein Interesse daran, eine normale, freundschaftliche Beziehung herzustellen. Wie anders soll ich sonst die Drohung mit den beschissenen »Anwälten der Firma meines Mannes« verstehen? Übrigens: Glückwunsch zur Vermählung! Hatte ich gar nicht mitbekommen.

Kannst Deinem Schrotthändler ausrichten, daß ich ihm seine Perle von ganzem Herzen gönne! Hah!

Du willst mir drohen? Du? Paß' bloß auf, daß ich Deinem Lackaffen nicht stecke, wer als Vater seines Sohnes sonst noch so in Frage kommt. Ich bin im Besitz einer Kopie Deines kompletten Adreßbuches.

Ja, da staunst Du, was? Habe ich mir damals nach Deiner leidenschaftlichen Affäre mit diesem ekligen Soziologieprofessor Erich angelegt. Triffst Du Dich eigentlich immer noch mit dem? Widerlicher Freier! Aber Du hast ja erst ein einziges Mal nicht an Geschmacksverirrung gelitten: Als Du mich kennengelernt hast!

Weißt Du, was ich glaube? Ich glaube, Du bist scheißfrustriert. Wahrscheinlich bist Du noch fetter geworden. Sagt Dein Haushaltsvorstand jetzt eigentlich auch schon »Specki« zu Dir? Jede Wette, daß Du mittlerweile säufst.

Betrachte meinen Kontaktversuch als beendet. Unterstehe Dich, noch ein einziges Mal auf meinen Anrufbeantworter zu rotzen! Wage es nicht, weitere Geldforderungen zu stellen! Ich hatte es nur gut gemeint. Ich war der irrigen Ansicht, daß Deine Entwicklung parallel zur meinen eine sanftere Kurve genommen hat. Das war ja wohl nix!

Du weißt, daß ich damals immer vor hatte, einen Roman zu schreiben. Es sollte unsere Liebesgeschichte sein. Ich werde einmal einen Roman schreiben. Einen ganz dicken.

Wenigstens 700 Seiten. Mit Dir als tragischer Heldin. Er wird gräßlich enden. Daneben werden die Geschichten Deines Lieblingsschmieranten Stephen King wirken wie Gebrauchsanweisungen für koreanische Radiowecker!
Laß mich in RUHE!
Ende und Aus! *H.*

IV.

23.12.1996

Hör zu, Du Ratte!
Gerade habe ich die Zahlungsaufforderung Deiner Rechtsanwälte erhalten. Dein Sackgesicht von Ehemann muß es ja ganz dicke haben. Die teuersten Rechtsverdrehher der Stadt. Sage ihnen, sie sollen aufhören. Wenn Du eine kleine Entscheidungshilfe brauchst, dann schau doch bitte mal in das beiliegende Tupper-Töpfchen. Es ist ein Weihnachtsgeschenk. Na? Was sagst Du? Sieht niedlich aus, oder? Hat natürlich unter dem Transport etwas gelitten. Ein Katzenohr verschickt man ja normalerweise auch nicht mit der Post. Stracki macht sich mit dem Kopfverband übrigens ganz gut. Das Resttier erhältst Du in ähnlicher Portionierung, wenn Du Deine juristische Abteilung nicht sofort zurückpfeifst.
Frohes Fest,

Helmut

V.

29.12.1996

Liebe Bille,
habe mich sehr über Deinen lieben Anruf zu Weihnachten gefreut. Siehst Du, es geht doch auch anders. Ich war leider über die Feiertage bei Mutti. Sonst hätte ich Dir schon eher geschrieben.
Wegen Stracki brauchst Du Dir keine Sorgen zu machen. Er ist putzmunter. Das »Ohr« war natürlich kein Ohr. Ich hatte lediglich eine fingerdicke Scheibe von der toscani-

schen Salami (die Du immer so gerne gegessen hast) fünf Stunden in lauwärmer Cola ziehen lassen. Sah doch richtig echt aus, oder?

Ich weiß doch, daß Du einen derben Spaß verstehst. Vielleicht können wir jetzt, wo diese blöde Geschichte mit dem Geld zwischen uns erledigt ist, endlich mal in Ruhe miteinander reden. Was meinst Du?

Ruf' mich doch einfach an. Sollte ich nicht da sein, sprich bitte eine Nachricht auf den Anrufbeantworter. Ich melde mich dann.

In alter Freundschaft, immer Dein

Helmut

Das Wort zum Hund

»Die Fernsehzuschauer wollen auf das Wort zum Sonntag in der ARD nicht verzichten und hören es am liebsten aus dem Mund eines Prominenten. Bei einer Umfrage der Programmzeitschrift *TV Hören und Sehen* sprach sich fast jeder Dritte für den Talkshow-Pfarrer Jürgen Fliege aus.« Ich habe, als ich diese Meldung in der Zeitung las, mich zuhause direkt mal umgehört, weil – wir waren grade zu dritt. Inklusive mir also zwei Erwachsene und dann noch Gerda. Gerda ist mein Hund. Eine ausgesprochen attraktive Dackel-Terrier-Mischung mit einem sehr feinen Charakter. Den kann man besonders gut daran erkennen, daß Gerda faul ist und gerne lange schläft. Außerdem hat sie einen wirklich guten Geschmack, den sie schon seit dem Welpenalter eindrucksvoll unter Beweis stellt. Sonntags reagiert sie zum Beispiel ausgesprochen unwillig und verärgert bellend auf frühmorgendliches Kirchengeläut. Ebenso böse wird sie, wenn irgendwo volkstümliche Musik gespielt wird. Und ganz schrecklich aggressiv kann sie werden, wenn sie der volkstümlichen Musikanten im

Fernseher ansichtig wird. Dann geht sie wie eine Furie auf die Mattscheibe los und man muß rechtzeitig das Gerät festhalten, damit es nicht vom Sockel fällt und die Bescherung groß ist. Das passiert außer bei volkstümlichen Musikanten sonst nur noch bei *Kommissar Rex* und anderen Filmen, in denen schauspielernde Tiere vorkommen. Und bei Gottesdienst-Übertragungen. Die werden aber in meinem Fernseher sehr selten eingeschaltet. Höchstens mal der Papst zu Weihnachten oder zu Ostern mit seinen lustigen Feiertagsglückwünschen auf Kisuheli. Dann schicke ich Gerda aber vorher immer raus in den Garten zum Katzenverscheuchen. Auf den Papst laß ich sie nicht los. Nachher kommt sie nicht in den Hundehimmel, und da soll sie ja einmal hin. Ich wünsche ihr eine schöne weiche Zweierwolke mit einem flauschigen und potenten Bearded Collie. Die mag sie besonders. Und gelenkig muß der Freier natürlich sein. Gerda ist ja sehr niedrig gebaut.

Sehr erstaunt war ich deswegen, als meine Umfrage, wer denn von den Anwesenden gerne Pastor Fliege beim Wort zum Sonntag hören wolle, von der anderen Erwachsenen mit »ja, bist Du denn bescheuert?« beschieden wurde. Und ich selbst will Fliege natürlich auch nicht sehen. Sonst nicht und beim Wort zum Sonntag auch nicht! Was aber sowieso barer Unsinn ist, denn das Wort zum Sonntag will ich selbst ohne Fliege nicht sehen! Und tue es ja auch nicht. Nie nicht. Da aber laut *TV-Hören-und-Sehen*-Umfrage angeblich jeder dritte Fernsehzuschauer sich auch noch Samstags abends von Jürgen Fliege was zuleide tun lassen will, konnte in unserem Bunde ja nur noch Gerda die Dritte sein. Ja, Gerda kuckt gerne Fernsehen. Besonders gerne – ein weiterer Beweis für ihren guten Geschmack – an verregneten Februar-Sonntagen längliche Ski-Langlauf-Übertragungen und Bob- oder Rodelrennen. Vorzugsweise auf einem Kissen liegend, das auf meinen Füßen liegt, während ich auf dem Sofa liege. Wir

dämmern dann immer so dahin, und ab und zu heben wir mal ein Lid, um zu kucken, ob noch skilanggelaufen, gebobt oder gerodelt wird. Und wenn ja, dann sind wir immer sehr beruhigt, seufzen synchron und lassen die beiden Lider wieder fallen.

Und jetzt sollte ausgerechnet Gerda diejenige sein, die sich den Fliege wünscht? Meine Gerda, die Wintersportliebhaberin? Die Gottesdienst-Allergikerin? Sollte ich mich so in ihr getäuscht haben? Hatte diese Hündin, die ich zu kennen glaubte wie sie das Geräusch der sich öffnenden Schranktür, hinter der die Schachtel mit »Bonzos kleine Lieblingsknochen« steht, hatte diese Hündin derartig abseitige Obsessionen? Das Wort zum Sonntag mit Jürgen Fliege? Und wenn die Wahrheit noch so bestürzend sein sollte, ich wollte sie wissen.

Also kaufte ich mir im Zeitungsgeschäft eine Illustrierte, auf deren Titelseite ein buntes Jürgen-Fliege-Foto abgebildet war. Davon war reichlich Auswahl, denn der prominente Pastor hatte gerade einen Autounfall mit einer Sopranistin auf dem Beifahrersitz überlebt und war deshalb noch prominenter als sonst. Ich schnitt das Portrait aus dem Titelblatt aus und bastelte mir mit Gummiband eine Jürgen-Fliege-Gesichtsmaske. Damit setzte ich mich am Samstagabend rücklings vor meinen Fernseher. Gerda schaute mich mit glänzenden Augen an. Und ich begann mit duschelweicher Stimme Fliege-Worte zu sprechen:

»Tiere nähern sich mir mit einer großen Zuneigung. Besonders Hunde sind von einer natürlichen Nähe zu mir beseelt, die höchstens zu vergleichen ist mit der Nähe, die ich zu mir selbst als von mir am meisten beeindrucktes Wesen habe. Ich rühre mich oft in diesen Momenten selbst zu Tränen. Tränen sind mir das wichtigste, sie sind mir kostbar wie Perlen. Sie sind ein Teil meines Lebens, ich lasse sie von niemandem verächtlich machen. Aber ich will sie auch wie ein Gebet, eine Äußerung der Seele eines Menschen empfinden, und ich gebe meinem Gast die

Möglichkeit, sich in ein stilles Kämmerlein zurückzuziehen, das in Jesu Namen nicht nur für innigste Gebete, sondern eben auch für innigste Tränen da ist. Sehen wir deshalb auch im feuchten Blick eines Wauwis die Aufforderung an uns alle, mich ebenso so zu lieben wie ich mich selbst. Wuff.«

Und als ich die Fliege-Maske wieder abnahm, hatte sich Gerda vor lauter Ergriffenheit ins Fell gemacht. Jetzt war alles klar: Gerda war die Dritte. Diese blöde Töle.

Selbermachen. Der Baumarktprofi

Guten Tag. Mein Name ist Peter-Hans Kaltenbecher. Als Leiter einer führenden Filiale einer namhaften Baumarktkette im westlichen Westfalen, östliches Ruhrgebiet, was aufs selbe rauskommt, möchte ich heute sozusagen einmal aus professioneller Perspektive eine Stellung beziehen zum Problem des Selbermachens schlechthin.

Was soll ich dazu sagen?! Ich muß es ja wissen, bin ich als Baumarkt doch wie kein anderer Zweiter einer, der durch die Zurverfügungstellung eines schier unüberschaubaren Sortimentes das Bedürfnis breitester Bevölkerungskreise befriedigt, sich es selberzumachen, wo immer es nur geht. Aber – und hier muß ich, so leid ich mir tue – mir einmal sogar selbstkritisch mit dem erhobenen Zeigefinger in die eigene Nase fassen: Auf dem Selbermachen ist nicht von vornherein immer ein Segen drauf. Und deswegen sitze ich oft nach Feierabend – manchmal minutenlang – zweifelnd und grübelnd in meinem Büro und grüble – und zweifle. An mir selbst. Dann, wenn draußen im großen Geschäft längst die Neonröhren im Dunkel der Nacht auskühlen und nur noch die Notbeleuchtung einen schemenhaften Schimmer über die menschenleeren Regalgänge wirft, dann stelle ich mir oft mit erbarmungsloser Selbstkritik die letzten Fragen des Baumarktleiters: »Sag'

mal Kaltenbecher, was bist Du eigentlich für'n Dreck-sack?« Oder: »Schämst du dich nicht, mieser Charakterkrüppel, der du bist?« Und einmal – nach einem besonders guten Tagesumsatz, hab' ich sogar zu mir gesagt: »Soll ich dir mal was sagen? Die Gier nach dem schnöden Mammon hat dich entmenscht. Kuck' in den Spiegel. Was siehst du da? Die häßliche Fratze des Kapitals! Kaltenbecher, ich verachte dich!«

Das war die Nacht, in der ich beschloß, am nächsten Morgen ein anderer Mensch zu sein. Ein Baumarktleiter, der den Leuten die Wahrheit in die unansehnlichen Gesichter sagt. Der sich ihnen geläutert in den Weg stellt und nix mehr anderes verkauft wie die Wahrheit, die Wahrheit und nix wie die Wahrheit: »Leute, laßt es bleiben mit dem Selbermachen! Ich kenne Kartoffelsäcke, die haben einen höheren Intelligenzquotienten als ihr! Euer handwerkliches Talent reicht gerade mal dazu, euch die Hose mit der Kneifzange zuzumachen! Und jetzt wollt ihr 'n Nagel in die Wand kloppen? Was hat euch die Wand getan? Verschont die Wände! Hört auf, unschuldiges Werkzeug zu mißbrauchen! Versündigt euch nicht gegen die Schöpfung! Der Herr sprach zwar: »Machet euch die Erde untertan!« Von selber Tapezieren war aber nie die Rede! Auch nicht von Teppichverlegen! Und schon gar nicht von im Keller selber 'ne Sauna einbauen!«

Etwas später hatte ich dann aber Gottseidank noch eine weitergehende Erleuchtung und erinnerte mich an das gute alte Neue Testament mit seinem Gebot der Nächstenliebe. Und mit einem kleinen Blick auf die zu erwartenden Umsatzeinbrüche war ich mir dann aber ganz schnell wieder selbst der Nächste. Also keine Bange. Wenn Sie was zum Selberkaputtmachen brauchen, bin ich weiterhin Ihr Mann. Des Heimwerkers Wille ist mein Himmelreich. Immer für Sie da! Ihr Baumarktprofi

Peter-Hans Kaltenbecher

Metropolöse in der Provinz

Gelegentlich erhält man Besuch aus anderen Städten dieses Landes. Das ist überhaupt nicht schlimm, sondern vielmehr schön und meistens sogar bereichernd, hängt den Besuchern doch immer auch eine Prise regionuntypischer Exotik in den Klüngeln, die sie auf der Reise nicht auslüften konnten. Kommt der Besuch beispielsweise aus der großen, multikulturell geprägten, beneidenswert kosmopolitischen Metropole Berlin, kann man immer sicher sein, daß das eigene, eher provinziell geprägte Dasein nach dessen Abreise wieder um etliche Facetten ungekannter Denk- und Wirkungsweisen erweitert wurde.

Erheiternd, aber den Gastgeber auch regelmäßig mit verhaltenem Stolz erfüllend, sind etwa die in den ersten Stunden des Besuches recht bizarren Reaktionen der gemütharten Hauptstädter auf dieserorts eher gewöhnliche, zwischenmenschliche Verhaltensweisen. Verwundert bis erschrocken, manchmal sogar zuckend und schüttelnd nimmt der Berliner freundliche Ansprache entgegen. Lähmende Sprachlosigkeit und Augenstarre bemächtigen sich seiner beispielsweise, wenn er in einer Gaststätte mit Dienstleistungsstandards wie »Was kann ich für Sie tun?« oder »Haben Sie noch einen Wunsch?« angesprochen wird. Gerade so, als habe er derartige Höflichkeitsfloskeln nie in seinem Berliner Leben vernommen, ist er anfangs nahezu unfähig, eine Bestellung aufzugeben oder einfach nur »Nein, danke« zu sagen. Das übernimmt dann selbstredend der fürsorgende Gastgeber, wohlwissend, daß dies nur eine vorübergehende, an frühkindliche Fremdelphasen erinnernde Erscheinung ist, die zumeist schon nach 12 Stunden langsam beginnt, sich zu legen.

Wie auch der schroffe, knarrende Umgangston des Metropolösen unter dem besänftigenden Einfluß human parlierender Provinzler sich recht schnell anzupassen pflegt,

so daß er das Vorurteil »Wenn Berliner sprechen, antworten die Hunde« schon bald nicht mehr bestätigt.

Ist diese kommunikationsklimatische Anpassung erst einmal vollzogen, bereichert der spritzige Berliner das Leben in den schläfrigen Outbacks doch ungemein. Weltstädtisch-originell seine Wortartistik (»icke«, »dette«, »knorke«), bohemienisch seine Eßgewohnheiten (»Ah, Austan, habick im KaDeWe jeden Tach, wennick will, undzwa frische wie hier, wa«) und neidischmachend sein unvergleichlicher Anekdotenfundus, gespeist aus der Internationalität seines täglichen Umgangs. Wer anders als ein Insasse der russengesättigten Ex-Frontstadt könnte einen derart detailgenau über die abseitigen Vorlieben der rauschversessenen Iwans Bescheid geben, die sich eben nicht nur wie allgemein bekannt regelmäßig Wodka zwischen die Ganglien kippen, bis der Arzt kommt, sondern vielmehr auch »Schuhcreme in vorher aufgeritzte Kopfhautwunden schmieren, weil das noch direkter und billiger tört!«

Vorurteilsbeladene werden nun einwenden, daß es genau diese Art der planmäßigen Verstümmelung sei, die den Berliner zu jenem verwirrten, ichbezogenen und verabscheuungswürdigen Quälgeist mache, den die Welt nicht brauche. Neige er doch dazu, partout nichts von zivilisierten Kulturen anzunehmen, okkupiere aber sofort rücksichtslos, wenn Sitten und Gebräuche anderer Völker noch erbarmungswürdiger seien als seine eigenen. Sicher hätten die Berliner mehrheitlich längst die russische Methode übernommen und deswegen die ganzen Kopfhäuserandvoll mit Schuhwischse.

Man muß zugeben, diese Theorie könnte einiges erklären. Viele ansonsten schwer zu entschlüsselnden berlinischen Verhaltensauffälligkeiten ließen sich relativ logisch auf diese Ursache zurückführen. Bestätigt werden kann die These von dieser Seite aus jedoch nicht, denn zumindest

im Beisein des Provinzbetreuers kam es noch nicht zu Exzessen der beschriebenen Art.

Doch selbst, wenn die Schuhcremebegründung sich als stichhaltig herausstellte, muß Berliner Besuch in Restdeutschland ganz grundsätzlich positiv, nämlich als lehrreiches Ereignis gelten gelassen werden. Man muß ihm etwas Geduld und Pflege gönnen. Dann aber ist er aufschlußreich, horizontweiternd und augenöffnend.

Zwölf Zille Stach

Die faszinierende Welt des Autoquartetts

Bevor ich ungefähr zehn Jahre später den Führerschein dritter Klasse machte, besaß ich schon einen gewaltigen Fuhrpark. Meine Mutter nannte ihn »Staubfänger«, denn ich parkte meine etwa fünfzig Kraftfahrzeuge auf den Fensterbänken von Kinder- und Ess-Zimmer, hinter den Gardinen mit der Goldkante, für die Frau Marianne Koch im Fernsehen Werbung machte.

Mit der Größe meiner Matchbox-Auto-Sammlung lag ich im gehobenen Mittelfeld meines Matchbox-Auto-Sammler-Bekanntes-Kreises. Unsere Väter fuhren VW-Käfer, Fiat 600 und Ford Taunus. Wir waren die Söhne, denen sie immer damit drohten, dass sie es später mal besser haben sollten als sie selbst. Im PKW-Segment hatten wir sie aber schon überholt, bevor wir mit den Füßen an die Gaspedale ihrer Kleinwagen reichten. Wir fuhren nämlich beidhändig, und zwar Jaguar-E-Type, Ford Mustang und die Citroën DS, die aber in unserer Vorpubertät noch dem männlichen Geschlecht angehörte und deswegen »Der Zittröhn« hieß.

Auto-theoretisch konnten unsere Alten uns schon längst nicht mehr an die Karre pinkeln. Wir besaßen nicht nur die heißeren Kisten, wir hatten auch die besseren Karten.

»300 SEL sechstausendfünfhundert Kubik«. Der dicke Benz schlug mit seinem versoffenen Hubraum alle anderen. Damit kassierte man ab. Beim Autoquartett kommt es darauf an, dass man weiß, was unter der Haube steckt. Wir hatten keine Ahnung, was Hubraum bedeutet, dass aber die sechseinhalb Liter des 300 SEL viel mehr waren als die pisseligen Einkommadrei des Alfa Romeo Giulietta Sprint, das war klar wie Kraftstoff. Deswegen reichte uns Experten auch die kurze Ansage »300 Hub«, damit die anderen ihre Karten rausrückten. Jeder wusste, das ist der goldene Mercedes mit den Doppelscheinwerfern, der stach mit »sechseinhalb Hub«. War man dagegen mit dem »Rohmeo-Dschiletta« in der Vorhand, rief man dessen »sechstausendfünfhundert UM« auf. »UM« waren die Umdrehungen pro Minute. Kein Schimmer, was das für Umdrehungen waren, es waren aber auf jeden Fall mehr als die »4000 UM« des »SEL 300 Hub«. Also: »Stich« für mich, beziehungsweise »Stach«. Ich sagte »Stach«, weil ... wir sagten alle »Stach«, weil – ja – wahrscheinlich, weil »Stach« besser klang als »Stich«.

Autoquartett spielen hieß auch, eine besondere Sprache zu sprechen, eine im Nachhinein nicht mehr vollständig zu entschlüsselnde, im Geheimcode unseres Achtjährigenkosmos' entwickelte Superspezialsprache.

»Zwölf Zille Stach!« Kann sein, dass das irgendein »Mase« war, also ein Maserati mit »Speich«. Mit Speichenrädern also. »Zwölf Zille Mase mit Speich« stach im Zylinderbereich mit zwölf Stück, der »Schewro«, vulgo: der Chevrolet, stach dagegen mit seinem außergewöhnlichen Ami-Automatikgetriebe, und zwar wie? Wahrscheinlich ungefähr so: »Schewro-Camarro Auto Stach!«

Natürlich gab es auch absolute Nieten beim Autoquartett. Machte aber nix. Selbst Nieten können stechen, wenn man um ihre einzigen Einzigartigkeiten weiß und – wenn man in der Vorhand ist. Mit dem Ro 80 in der Hinterhand zu sein, war aussichtslos. Den Ro 80, diese blassrosafar-

bene Lusche, konnte man direkt rausrücken, wenn ein anderer auftrumpfte. Der Ro 80 hatte keiner anderen Karre irgendwas entgegenzusetzen. Keine »Zille«, keinen »Hub«, keine »UMs«, kein garnichts. Mit dem Ro 80 konnte man nur trumpfen, wenn man als Erster aufspielte. Denn der Ro 80 war der einzige »Wankel« im Quartett. Also kein Otto- und kein Boxer- und kein irgendwas-normales-Motor, sondern eben ein Wankelmotor. Das klang schon so bescheuert: »Wankel«. War aber egal, denn »Wankel« hatte kein anderer. War man also Vorhand und hatte Ro 80 oben liegen, rief man einfach »Ro 80, gebraten 160, Wankel« und alle anderen mussten ihre Karten abgeben.

Der »Ro-80-gebraten-160«-Witz war anfangs ausschließlich Rüdiger vorbehalten. Rüdiger hatte ihn erfunden, machte ihn aber nach der Erfindung so oft und so immer, dass er irgendwann zum Allgemeinsprachgut aufstieg.

Rüdiger-Ro-80-gebraten-160, ich und die anderen Jungs spielten immer Autoquartett. Die affigen Blockflötensocken aus der Mädchen-Parallelklasse spielten Komponistenquartett. Keine Ahnung, was da Trumpf war, wahrscheinlich »Mozart 10000 Noten Stach«. Wir Jungs aber spielten Autoquartett. Immer. Auf dem Schulhof in der Pause. Vor und nach der Pause im Unterricht im Klassenraum der Schule. Vor und nach der Schule in der immer von uns mit der Ansage »Letzte Reihe!!!« reservierten letzten Reihe im Schulbus, spielten wir: Autoquartett. Es sei denn, wir spielten Flugzeugquartett. Oder Schiffequartett. Es sei denn, wir schingelten.

»Schingeln« war ein anderes Spiel, das anderswo auch »Schangeln« genannt wurde. Karten spielten dabei nicht mit. Beim Schingeln und/oder Schangeln warfen wir kleine Geld-Münzen vor Hauswände und dann ... na ja, die Regeln sind schon arg kompliziert. Ihre Erläuterung würde Sie möglicherweise überfordern. Aber nicht nur Sie. Auch mich.

Ich muss mich nämlich jetzt auf etwas anderes

konzentrieren. Auf eine Niederlage. Ich bin zum Autoquartettspielen verabredet. Mit ein paar Achtjährigen aus meinem Bekanntenkreis. Wir spielen zu ihren Bedingungen, das heißt: Mit einem neuen Blatt, Jahrgang 2006. Und ich bezweifel sehr stark, dass da noch irgendeine mir bekannte »Zille-Hub-UM-Stach«-Karte vorkommt, mit der ich im Teilnehmerfeld ganz weit vorne fahren könnte.

Oralsex mit dem Durchlauferhitzer

Schon die erste Wahrnehmung verhiess, dass dieser Tag ohne mich auskommen musste. Der in meinem Sado-Radiowecker wohnende Phil Collins hatte mich mit »Another Day in Paradise« wachgefoltert. Ich gab der japanischen Elektronik-Missgeburt mit der Rechten mächtig was auf die Schlummertaste. Collins, der nölennde Inselaffe innendrin hatte offensichtlich genug abbekommen und hielt fürs erste sein Maul. Die Hündin zu meinen Füßen drehte sich dankbar auf den Rücken, ließ Luft an den Bauch und schlief in dieser obszönen Haltung weiter. Als die Gauloise zwischen meinen Lippen klebte, fiel mir ein, dass ich im Bett nicht rauche. Das hatte ich mir selbst verboten. Die naheliegendste Alternative war das Badezimmer. Doch dafür hätte ich aufstehen müssen. Außerdem war ich sicher, dass mein Feuerzeug in der Küche lag, eine Etage tiefer. Ich lasse es immer extra da liegen, um morgens nicht in die Verlegenheit zu geraten, mir im Badezimmer eine Fluppe anzustecken und damit schnell wieder rüber ins Bett zu kriechen. »Wieso«, brummte es mir durch den Kopf, »wieso lasse ich eigentlich die verfluchten Zigaretten nicht auch unten?« Wahrscheinlich, weil mein inneres Schwein mir so die Möglichkeit offen hält, am Gasboiler im Bad Feuer zu holen. Erfahrene Abhängige kennen das. Man hängt in dieser unwürdigen Haltung, halbschräg über die Badewanne gebeugt, ein

Bein neben dem Klotopf und Mund mit Kippe dicht vor dem Loch mit der Flamme dahinter. Was so aussieht, als habe man Oralsex mit dem Durchlauferhitzer. Schon der Gedanke daran war so abstoßend, dass ich es trotz des Lungenschmachts schaffte, liegenzubleiben.

Ich zog die kalte Zigarette aus dem Mund und legte sie auf Collins' Wohnung. Im selben Moment schaltete die Schlummerautomatik wieder auf Sendung. Phil war immer noch betäubt, dafür sein Mitbewohner, der Nachrichtensprecher, umso wacher. Kaum hatte er die Worte »*Bundesarbeitsminister Münte ...*« gesagt, kriegte der Japaner direkt wieder was auf die Mütze, diesmal noch härter als vorher. Kein Problem, der Asiate hält eine Menge aus. Äußerlich ließ er sich nichts anmerken, sorgte aber dafür, dass der Nachrichtenmann innen die Klappe hielt.

Ich versuchte mich zu konzentrieren und die Zeichen zu deuten. Was konnte ein Tag bringen, der ohne Zigarette, aber mit Phil Collins und Franz Müntefering begann?

Bestimmt würde ich den Kühlschrank aufmachen und statt eines Stücks Käse einen Haufen Frühstücksschimmel finden. Blasse Christenfrauen in Hemdblusenkleidern würden an meiner Tür klingeln und mir den geänderten Anfangstermin des Weltuntergangs mitteilen.

Die Hündin würde auf dem unvermeidlichen Gang zur Kötterwiese den Yorkshire der querschnittsgelähmten Rollstuhlfahrerin angreifen. Ein problematisches Pärchen. Die junge Frau hasst mich, weil meine Hündin die haarige Handtasche in ihrem Schoß hasst. Die zwei kläffen bei jeder Gelegenheit in schmerzender Lautstärke auf uns ein. Wenn die beiden nicht im Rollstuhl säßen, hätte ich sie längst mal final beleidigt. Doch dazu fehlt mir noch die Abgeklärtheit.

Ich nahm die Zigarette vom immer noch stillen Radio- wecker, schlurfte ins Bad, überwand mich am Gasboiler, setzte mich auf den Topf und rauchte in Ruhe. Damit sollte es vorerst für heute getan sein. Man soll das

Schicksal nicht herausfordern. Vorsichtig ging ich den einzig vernünftigen Weg dieses Tages und erreichte das Bett unverletzt.

Ich bin einkaufen!

Damit die Dinge meines Lebens nicht in Unordnung geraten, führe ich Ordnungslisten. Ganz oben auf der Wichtigkeits-Skala steht selbstverständlich der überlebenswichtige Einkaufszettel. Der aber wäre natürlich ganz nutzlos, gäbe es nicht die Erledigungsliste, auf der das aktuell abzuarbeitende Pensum lückenlos festgehalten ist und auf der deswegen »Einkaufen gehen und Einkaufszettel mitnehmen« erste Priorität hat. Die Lebenserfahrung sagt außerdem, dass es vorteilhaft ist, im entscheidenden Moment, nämlich an der Supermarktkasse, einen seriösen Eindruck, also ausreichend Zahlungsmittel zu hinterlassen. Wichtig ist deswegen auch, dass ich mich gelegentlich darum bemühe, der Liste mit der Überschrift »Geldverdienen« die nötige Aufmerksamkeit zu widmen.

Denjenigen, die das bisher Geschriebene für reichlich banal halten, halte ich entgegen, dass die Konzentration auf die vordergründig einfachen Verrichtungen nicht unterschätzt werden darf. Das gewöhnliche Leben braucht Struktur. Regelmäßige Mahlzeiten, immer was Sauberes zum Anziehen in der Kommode, friedliche Koexistenz mit dem Geldinstitut – dafür will gesorgt sein. Lässt man diese Dinge zu lange schleifen, kann es passieren, dass einen nicht nur ein leerer Kühlschrank angähnt, sondern dass man von etwas viel Dramatischerem bedroht wird: Von der intellektuellen Verwahrlosung.

Wenn mich meine Wahrnehmung nicht täuscht, wäre in Zeiten wie diesen schon Einiges erreicht, wenn wieder mehr Menschen Einkaufs- und Besorgungslisten führen würden. Wie beruhigend wäre es, wenn etwa das

politische Personal morgens unter Ausschluss jeglicher Öffentlichkeit mal in aller Ruhe »Butter, Brot, Klopapier« auf den Zettel schreiben würde, anstatt ein noch bettwarmes Publikum schon in den Frühnachrichten mit Tagesthemmen wie »Terminpläne für Sondierungsgespräche« zu belästigen.

Die Penetranz, mit der den Insassen dieses Landes seit Wochen und Monaten unaufgefordert angeblich existenziell wichtige Dringlichkeitslisten ins Dasein gereicht werden, sorgt für Wirklichkeitsverzerrung und hat Unordnung zur Folge. So hat zum Beispiel die Fahrlässigkeit, mit der ich mich der Berichterstattung über den letzten Wahlkampf ausgesetzt habe, dazu geführt, dass ich vorübergehend den Kopf verlor. Eines morgens fand ich auf meiner Erledigungsliste nicht etwa den dahingehörenden Satz »Hemden in die Reinigung bringen«, sondern ganz oben auf den mit drei Ausrufezeichen versehenen Imperativ »Unbedingt und sofort den Mittelstand fördern!!!«. Dass ich aber höchste Gefahr lief, schon ganz bald überhaupt keine Tasse mehr im Schrank zu haben, wurde mir am Vortag der Wahl bewusst, als ich an der Käsetheke des Supermarktes eine vor mir auf Bedienung wartende, ausgesprochen attraktive Kundin mit dieser absolut kontakttötenden Gesprächseröffnung belästigte: »Finden Sie nicht auch, dass Deutschland gründlich dereguliert werden muss, und wollen wir beide nicht mal sofort damit anfangen?«

Seitdem konzentriere ich mich wieder auf die wesentlichen Dinge. Ich Sorge dafür, dass ich mental regeneriere und schreibe ganz rudimentäre Einkaufs- und Erledigungslisten. Es darf nicht dazu kommen, dass ich restlos verblöde. Das Schicksal vieler anderer ist mir Warnung genug. Ich will nicht jenes soziopathologische Nutzlosigkeitsstadium erreichen, in dem mir nichts anderes mehr übrig bleibt, als mich an Kampagnen wie »Du bist Deutschland« zu beteiligen. Ich bin nicht Deutschland. Ich bin einkaufen!

Sim Salat Bim

»Sim Salat Bim« singt das Mädchen auf dem Poster an der Wand. Die in Altnikotin gehaltene Wand ist Teil eines Gebäudeensembles, das vermutlich in den Siebzigerjahren in die Landschaft gebrochen wurde. Und zwar in die südliche Münsterlandschaft, die dort, wo die Wand und der dazugehörige Rest steht, allmählich ins Ruhrgebiet übergeht. Genauer: An der Bundesautobahn Nummer 2. »Raststätte Rhynern« haben ihre Schöpfer diesen umbauten Raum genannt. Man kann ihnen also nicht vorwerfen, sie hätten die Alphabeten nicht eindringlich genug davor gewarnt, hier einzurasten. Die, die es trotzdem tun, werden ihre Gründe haben. Harndrang? Durst? Hunger? Unstillbare Sehnsucht nach »Sim Salat Bim« nachts um halb eins? Alles das.

Das bekanntlich immer mitessende Auge wird schon im windfangähnlichen Foyer an der »Hundebar« appetitlich angeregt. Sollte man hier schon mal einen Happen Frölic ...? Im Durchzug zwischen Durchgang zum Sanitärmodul und Gastraum piepen Geldspielautomaten, die von gut durchgeessenen LKW-Fahrern gefüttert werden. Schnell weiter in die gute Stube. Immer der Nase nach. So kann man sich nicht verlaufen. Die »durchgehend warme Küche« ist auf Standby. Noch läuft das Frittengrab nicht unter Vollast. Das werden wir jetzt ändern. Wir wissen, was wir wollen. Wir wollen die Grenzbelastung. Wir wollen alle »Currywurst mit allem«. Warum? Warum nicht »Sim Salat Bim«? Das Mädchen auf dem Poster sieht trotz jahrelanger Intensiv-Berauchung immer noch ganz frisch aus. Sicher hat sie Zeit ihres jungen Lebens nichts anderes gemacht als an den »zauberhaften Salatwochen auf der Autobahn« teilgenommen, für die sie jetzt immer noch wirbt. Immer auf dem Mittelstreifen gesessen, »Sim Salat Bim« gesungen und abgasharten Wegerich gemümmelt. Irgendwann hat man sie aufgelesen und dann an die

Rhynerner Wand genagelt. Damit sie uns beim Frittenessen zukuckt. Die Arme.

Die Currywurst wehrt sich. Tagelang hat sie vorgebraten auf uns gewartet. Sie ist durch und durch durch. Jetzt sind wir endlich da. Sie hat sich nochmal für uns heiß machen lassen und will noch ein bisschen vor uns liegen bleiben. »Lasst mich hier liegen«, wimmert sie unter ihrem handwarmen Ketchup- und Mayo-Mantel, »ich werde nur eine Belastung für Euch sein«. »Sim Salat Bim«, assistiert die Leitplankenvegetarierin an der Wand. »Geht ans zauberhafte Salatbüffet, es wird Euch bekommen.« Wir bekommen Gewissensbisse, aber Hunger ist größer als Mitleid. Wir beruhigen uns damit, dass jeder Schnitt unserer Messer der Wurst Gnade und Erlösung sein wird. Ein leises »Requiescat in pansen« begleitet unseren letzten Bissen und ein öliges »Blörp« echot herauf vom Magenpförtner. Und tatsächlich herrscht mit einem Mal satte Stille über und in Rhynern. Selbst die Fee an der Wand hält's Maul.

Wir treten hinaus in die Nacht. Warmer Regen fällt auf die BAB 2. Salat wird wachsen. Und neben einem Müllcontainer weicht eine *Bild*-Zeitung vom Vortag dem Vergessen entgegen.

In die braune Tonne

Die jungen Frauen drüben auf der anderen Straßenseite im Café sehen bemitleidenswert gut aus. Sie haben sich so viel wie möglich nichts angezogen und stellen jetzt ihre Sommerfrische aus.

Packpapierbraune Ärmchen und Beinchen lugen aus weißen Tops und zu Miniröcken umfunktionierten abgeschnittenen Fahrradschläuchen. Die armen Mädels sind ganz schrecklich dünn. Die Haut ist zum Zerreißen gespannt. Und wäre sie nicht so braun getönt, könnte man

bestimmt durch sie durchkucken und hätte freien Blick auf das Skelett. Wenn die einen Knochenbruch hätten, müsste man sie nicht röntgen, sondern nur entfärben. Wo kann man sich so ein Äußeres zuziehen und was kostet das? Entweder im Pauschal-Hunger-Lager in der Dom-Rep, zwei Wochen Nullpension, 300 Euro. Oder noch günstiger mit dem 12er-Abo von MacMelanom, dem Turbo-Toaster gegenüber dem Straßencafé.

Man muss aber nicht dünn sein, um so gut auszusehen. Das geht auch mit dicker Haut, dauert aber entsprechend länger. Sieht man ja an dem Pärchen, das sich jetzt an den Nebentisch setzt. Die beiden sehen noch viel toller aus als die Magermädels – aber auch viel dicker – und älter. Mindestens doppelt so alt und dick. Und dreimal so braun. Also sechs Wochen DomRep, aber mit vier Mahlzeiten täglich oder zuhause dicke Rippe gegrillt und Haut beim Discounter eingeschwärzt mit Dauerkarte.

Er hat sein buntes Hemd aufgeknöpft. Grauweißes Toupet auf goldbrauner Brust. Darunter vier speckige Bauchfalten, satt glänzend. Was ist das? Austretendes Grillfett? Nein – Sonnenöl. Und auch sie ist klamm am ganzen gesunden braunen Körper. Das Paar sucht sich einen Platz in der Sonne und richtet die ledrigen Gesichter in Richtung Zenit aus. Wenn sie lange so sitzen, werden sie schlecht riechen – ranzig eben. Jetzt kommt der Kellner. Was wird er ihnen empfehlen? Hoffentlich einen Ölwechsel.

Die braunen Mädels am Nebentisch fallen gerade in Ohnmacht. Hungerast. Der Ober räumt sie ab. Wie es sich gehört. In die braune Tonne.

Vor allem aber Schützenfest

Eine Informationsschrift über die sauerländischen Grundlagen der deutschen Leitkultur

Es ist höchste Zeit, Struktur in die verstrunkelte Debatte über das Thema »Deutsche Leitkultur« zu bringen. Keiner weiß Bescheid. Verwirrung aller Orten. Hilflos wird im Begriffsnebel geprokelt. Die versammelte Inkompetenz des Landes meldet sich zu Wort und sondert reflexartig die gewöhnlichen Beiträge ab. Zuletzt bellte Pawlow aus der grünen Frau Künast, die wohl die Chance witterte, ihren Verein endgültig auch für den ganz stramm national empfindenden Mob wahlempfindlich zu machen. Dass sich Joseph-Fischer-Adepten an alle Themen anflanschen, die ihnen irgendwie den Platz an den Fleischtopfen sichern könnten, ist notorisch und wäre nicht weiter der Rede wert. Sorge bereitet vielmehr, dass noch nicht mal in der CDU Klarheit darüber herrscht, was ihr Vordenker Friedrich Merz innen im Kopf hat, wenn ihm vornheraus der Begriff »Deutsche Leitkultur« entweicht.

Erhellendes kann dazu in erster Linie die Völkerkunde beitragen. Friedrich Merz stammt aus dem südwestfälischen Brilon und ist Sauerländer reinsten Blutes. Der Phänotypus »Sauerländer« wurde einer nennenswerten Öffentlichkeit erstmals in Gestalt des großen Humoristen und Bundespräsidenten Heinrich Lübke vorgestellt (»Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Neger ...«). Heute wird diese ethnische Gruppe prominent repräsentiert durch den HB-Männchen-Frisurträger Franz Müntefering (Lüdenscheid) und eben Friedrich Merz. Wenn ich mich hier zu den kulturellen Wurzeln dieser Volksgruppe äußere, tue ich das in dem Wissen, dass mein eigener westwestfälischer Genpool (Dortmund) nicht unwesentlich mit sauerländischer Gülle (Medebach/Schmallenberg/Meschede) gefüllt ist. Entwicklungs- und verwandtschaftsgeschichtlich bin ich also prädestiniert, der Weltöffentlichkeit zumindest

eine Ahnung davon zu verschaffen, was der Sauerländer unter Deutscher Leitkultur verstehen *mus*s.

Wie stellt sich die in einem in Brilon sozialisierten sauerländischen Aboriginal wie Friedrich Merz versiegelte Kultur dar? Was geleitete diesen Mann durch sein bisheriges Leben. Wodurch wurde er kulturell geprägt? Womit kann die vom sauerländischen Menschen geschaffene Kulturleistung allgemeinverständlich auf den Begriff gebracht werden?

In erster Linie: *Schützenfest*. Hin und wieder auch mal *Feuerwehrfest*. Vor allem aber *Schützenfest*. Und sonntags in die *Kirche*. Auch wenn *Schützenfest* ist. Dann aber *be-soffen*. So – das wär's schon im Wesentlichen.

Die aus dieser Konstellation für das politische Deutschland, insbesondere aber für die CDU und vor allem für Herrn Merz resultierende Fragestellung ist diese: Kann es als sinnvoll und vor allem sozialverträglich angesehen werden, wenn demnächst zum Beispiel in Brilon sesshaft gewordene Computer-Inder oder schwarzafrikanische Studenten der Hochschule Siegen sich brav und folgsam an der deutschen Leitkultur hochziehen und in Schützenuniformen durch die sauerländischen Einöden marschieren? Wie wird der Eingeborene reagieren, wenn ein asiatischer Musterschüler mit dem Karabiner den Adler von der Krüppelkiefer knallt und folgerichtig zum Schützenkönig von zum Beispiel Hünschede gekürt werden muss? Wird das der Hünscheder wirklich gelassen hinnehmen? Oder wird er nicht vielmehr flüchten und als vertriebenes Opfer des Merzchen Leitkulturterrors Asyl in einer oberbayerischen CSU-Festung beantragen? Beziehungsweise sich auf gut sauerländisch so lange Veltins und Doppelwacholder geben, bis er sich bewusstlos und schmerzfrei in der örtlichen Jauchegrube dem Diesseits entziehen kann?

Möglicherweise – nein: bestimmt! – hat die dem Stamm der Sauerländer naturgegebene Kurzschlüssigkeit es Friedrich Merz nicht ermöglicht, die entsetzlichen Folgen

seiner kulturpolitischen Forderung zu erkennen. Ahnte er, dass ihre Umsetzung darin mündet, dass fremdländische Vollintegrierte die rituellen sauerländischen Traditionen dominieren und die eigenen Stammesmitglieder sich mittels alkoholisch verursachten Autogenozides von der sauren Scholle verabschieden, demissionierte er eher heute als morgen.

Diese Zeilen wurden nicht zuletzt geschrieben, um der Welt die Augen für die fatalen Folgen der Merzchen These von der Deutschen Leitkultur zu öffnen. Aufgerufen und zum Handeln aufgefordert ist allerdings lediglich die sauerländische Welt. Macht Friedrich Merz zum Schützenkönig auf Lebenszeit. Holt ihn heim in Euer Reich. Tut Ihr es nicht, werdet Ihr über kurz oder lang vom Erdboden verschwinden. Gewiss, dem Rest der Welt ist das ziemlich egal. Aber er wollte es Euch vorher wenigstens mal kurz gesagt haben.

Fußballmanager A

spricht zum Themenkomplex: Herbst, Schwermut und Schwerkraft

Ich sag' ja immer: Der Ball ist rund und die Erde ist 'n Dorf. Die Welt passt in 'n Stadion. Und wer ist der Chef vom Stadion? Ich!

Weißt du, was für mich immer 'ne schwere Zeit ist? Herbst! Ich werd' im Herbst immer so schön schwermütig. Alles fängt an, runterzufallen. Sonne, Blätter, Kastanien – das ganze Gedöns. Und dann lass' ich mich auch gerne mal hinterherfallen. Also nicht nur auf's Sofa, sondern insgesamt. Weißt du, irgendwie werd' ich dann schwerer. Ich glaub', das ist die Schwerkraft. Die zieht ja alles runter und ich werd' dann mitgezogen. Aber nicht nur ich als Mensch, auch das, was ich so Unsichtbares in mir drin hab'. Sagenwirmal: Seele.

Das ist die Biologie von der Jahreszeit. Der Baum schmeißt die Kastanien weg, damit er den Ballast nicht auch noch durch'n Winter schleppen muss. Aber der Mensch kann nix wegschmeißen, damit er sich leichter fühlt. Ja sicher, du kannst zum Frisör gehen. Hab' ich probiert, aber eins sag' ich dir: So viel Glatzen kannst du dir gar nicht rasieren lassen, dass die Seele leichter wird. Außerdem sieht das kacke aus. Ich mein', 'n schönen Menschen wie mich kann zwar grundsätzlich nix entstellen, aber ich will doch nicht so hässlich rumlaufen wie diese Nationalglatzen, die bei uns im Block 88 stehen.

Also, was mach' ich im Herbst mit der Schwermut? Ich muss die ja irgendwie loswerden. Gut, so'n bisschen hilft das neue Stadion. Da finden praktisch keine Jahreszeiten mehr statt. Ich kann ja das Dach zukurbeln und die Beleuchtung auf 120 Prozent stellen. Aber trotzdem hab' ich doch die Natur in mir drin. Und die Natur in mir drin, die sagt mir: Es ist Herbst! Du bist zu schwer. Alles raus, was keine Miete zahlt! Ich sag' es dir: Als geborener Fußballer kannst du zwar kämpfen, bis du dich selber nicht mehr kennst. Aber den Kampf gegen die Natur, den kannst du nur verlieren. Also, was mach' ich? Dasselbe wie jedes Jahr um diese Zeit. Ich werfe Ballast ab. Es tut mir zwar mehr weh wie ihm. Aber es geht nicht anders. Ich schmeiß den Trainer raus. Und dann kann der Winter kommen.

So – und da kannze jetzt inner nächsten Halbzeitpause mal 'ne Viertelstunde drüber nachdenken. Viertelstunde? Schaffst du schon. Glück auf.

Das Politbarometer

Eine repräsentative Straßenumfrage morgens um 11 Uhr. Hier gleich um die Ecke. Auf der Straße. Um genau zu sein: An der Trinkhalle.

Guten Tag. Wen würden Sie wählen, wenn am nächsten Sonntag Bundestagswahl wäre?

Mann (47, Warsteiner, 0,50 l): Nächsten Sonntag kann ich nicht wählen. Nächsten Sonntag hab ich die Kinder. Ich hab ja alle drei Wochen die Kinder. Ich hab ja nur so'n Besuchsrecht, dass die Kinder alle drei Wochen am Freitagabend zu mir kommen und ich bring die dann am Montag früh wieder zurück. Also die Kleine bring ich in den Kindergarten und den Jungen zur Schule. Montagmittag könnt ich dann wählen. Aber dann isses ja zu spät.

Wer bekommt das Arbeitslosenproblem besser in den Griff, SPD oder CDU?

Frau (ca. 26, Whisky-Cola, 0,33 l): Ich krieg das schon innen Griff. Ich bin seit acht Wochen im Methadon-Programm. Da brauch ich keine SPD für und keine CDU. Verpiss Dich, Wichser.

Mann (s. o., immer noch Warsteiner, sich einmischend): Lassen Sie doch das Mädchen in Ruhe. Die kommt aus zerrütteten Verhältnissen. Die Eltern haben sich auch sehr früh getrennt.

Kann die Lockerung des Kündigungsschutzes für eine spürbare Entlastung des Arbeitsmarktes sorgen?

Student (19, 1 Päckchen Diät-Margarine, Financial Times Deutschland, 1 Nogger): Kucken Sie sich das doch mal an,

hier. Meinen Sie vielleicht, die wollen arbeiten? Das ist doch die Schnorrer-Mentalität. Da geht das Land doch dran kaputt. Da muss man mal was gegen machen.

Wer ist Ihrer Meinung nach der fähigste deutsche Politiker?

Rentner (71, Frühstückskorn 0,25 l): Tot oder lebendig?

Lebendig.

Der Dings, der ... na, wie heißt der noch? Egal. Aber der sieht auch schon so aus, als macht' er's nich mehr lange. Die Besten gehen ja immer zu früh. Denk' doch nur mal an den Dings, den Joschka Fischer. Ja, wenn wir den noch hätten. Und dann nehm ich noch 'ne Dose Imperial zum Stopfen.

Mann (s.o., neue Warsteiner 0,50 l, sich einmischend): Ich hab mal überlegt, ob ich Briefwahl mache. Das könnte ich ja auch montags machen, wenn ich die Kinder wieder abgeliefert habe.

Und wen würden Sie wählen, wenn am Montag Briefwahl wäre?

Ach, ich weiß nicht, vielleicht würd ich es erst dienstags machen. Montags bin ich immer sehr niedergeschlagen. Wissen Sie, wenn ich die Kinder weggebracht habe, dann kommen die ganzen alten Geschichten wieder hoch.

Econo-Fast geht nicht

Immer wieder neu, immer wieder spannend, immer wieder eine Herausforderung: Die Automatenkommunikation. Ein leibeigener Automat tut nicht das, was sein Eigentümer will und dann kommuniziert man verbal mit dem Gerät.

»Bist du etwa in der Gewerkschaft, du Pfeife?« »Dich und den Bsirske, euch beide in einen Sack gesteckt und dann draufgekloppt. Trifft man immer den Richtigen!«

Das waren zum Beispiel meine Worte, als mein Computer sich vom ersten bis zum zehnten Mal weigerte, meinen Befehlen zur Ausführung der erweiterten Druckfunktion »Econo-Fast« nachzukommen. Das Menü Econo-Fast, also »ökonomisch-schnell«, soll Tinte sparen und eher fertig sein als ein »Normal«- oder »Best Quality-Druck«. Angeblich. Ich weiß es ja nicht, denn zum Schnelldruck ist es noch nie gekommen. Weil mein Computer das ablehnt. Und zwar kategorisch. Alle Drucker stehen still, wenn Bill Gates nicht drucken will. Der Fürst der Finsternis, Mr. Microsoft, hat mein Gerät werksseitig so ausgerüstet, dass es auf das Kommando »Schnelldruck« Herzstillstand vor-täuscht und erst wieder für mich arbeitet, wenn ich es neu beatmet, also bestromt habe. Seitdem ich das weiß, bin ich still. Man muss auch mal die Klappe halten können. Verbale Kommunikation zwischen Mensch und Maschine ist in gewissen Zusammenhängen mindestens so sinnlos wie der Versuch des Mannes, seiner Dame klarzumachen, dass das, was sie ihre »dicke Plauze« nennt, in Wirklichkeit ein schön anzusehender kleiner Bauch ist.

Darüber oder davon, vor allem aber *damit* spricht man nicht. Wer es trotzdem tut, ist jung oder dumm oder beides. Der kluge Erwachsene weiß: Verschwendete Energie. Der Drucker druckt nur fett, die Frau ist es. Fertig aus. Basta.

Letztens hatte ich wieder mal Grund, mich jung, also dumm zu fühlen. Ich sprach nämlich mit einem Automaten. Das heißt, ich gab ihm zu verstehen, was er nicht verstehen kann. Dass ich ihn hasse. Das war aber erst später am Tag. Morgens beim Aufstehen hatte es sich noch gar nicht so angefühlt, als sei ich wieder jung. »Es« ist das, was mein Arzt »den normalen degenerativen Prozess« nennt. Erst befürchteten wir, es könnte auch eine entzündliche Erscheinung sein.

Das haben mein Arzt und ich dann mittels einer fachärztlichen Ausschlussuntersuchung ausschließen lassen. Die »vermehrte Sklerotisierung in der Kreuzdarmbeinfuge« stellte sich im Skylab des Röntgenologen als ganz gewöhnliche Altersverkalkung heraus.

Na Gottseidank. Da hatte sich der bestimmt unbezahlbare, radioaktive Kontrastraumflug ja richtig bezahlt gemacht.

Die Szintigramm-Assistentin Lieutenant Uhuru bediente ein computergestütztes Ganzkörperabtast-Shuttle. Alles ging sehr langsam. Aha, dachte ich, das ist also ein allumfassendes Problem. Econo-Fast geht hier auch nicht. Bevor das lautlos über und unter mir herfahrende Gerät meine Innereien durchleuchtete, hatte mich Uhuru noch fix mit einer nuklearen Infusion verseucht.

Sie machte einen sehr uninteressierten Eindruck und sprach nur das Nötigste zu mir. »Schuhe ausziehen, Socken könne anlassen!« Na ja, dachte ich, den ganzen Tag Patienten totspritzen, da muss man einfach über kurz oder lang eine gewisse professionelle Distanz entwickeln, sonst geht man selbst daran kaputt. Die Frage, »sagensiemal, wie lange hält sich das Sauzeug eigentlich in meinem Körper?« schenkte ich mir also. Was soll's? Ich bin 50 Jahre alt. Meine Halbwertszeit ist abgelaufen. Mein Knochengestützte verschrottet sich zwar sukzessive selbst, wenn aber alles planmäßig verläuft, werden die anderen Bauteile samt Schmerzzentrum rechtzeitig vorher die ewigen Jagdgründe aufgesucht haben.

»Heute ist ein guter Tag zum Liegenbleiben«, sprach also an jenem Morgen mein Kreuzdarmbeinkalkberg zu mir. Ich aber antwortete nicht. Die Kommunikation mit meinen vor sich hin degenerierenden Körperteilen habe ich auch eingestellt. Langsam bekomme ich eine Vorstellung davon, dass Alterseinsamkeit sich aus ganz vielen verschiedenen Bestandteilen zusammensetzt. Ich variierte nur ganz heimlich und tonlos das Götz-Zitat, »du kannst mich mal in der Fuge lecken« und stand auf. Ich benutzte dazu das Menü »Best Quality super economy most slowly«. So gings.

Drei Stunden später hatte ich die Post erledigt. Jetzt mussten die Briefe aufgegeben werden. Briefmarken waren alle. Ich machte mich auf den kurzen Weg zum Post-Shop-In-Shop-Shop. Die Privatisierung des ehemaligen Staatsbetriebes Bundespost hat wie die Privatisierung des ehemaligen Staatsbetriebes Bundesbahn sehr zur Steigerung des Dienstleistungskomforts beigetragen. Besonders auf dem Kommunikationssektor. Englischsprachige Reisende zum Beispiel wissen jetzt auf den ersten Blick, dass sie sich im DB-Service-Center in die Fahrkartenverkaufsschlange stellen müssen, wenn sie den verspäteten Zug verpassen wollen. Ich kann auch Englisch. Nicht so besonders gut, aber das »Lotto-Toto Kubarek« jetzt »Post-Shop-In-Shop« heißt, verstehe ich schon.

Die Post-Privatisierungsgewinnler-Familie Lotto-Toto Kubarek macht nach wie vor Mittagspause, wenn ich Briefmarken brauche. Es sei ihr gegönnt. Alle Mitarbeiter machen immer einen sehr entspannten Eindruck. Will man ihren freundlichen Service genießen, muss man eben kommen, wenn der Laden auf ist. Wer sich darüber aufregt, ist dumm und soll gefälligst solange Guido Westerwelle wählen, bis er seine Geiz-Ist-Geil-Briefmarken genau wie die Château-Drecksloch-Rotwein-Jauche im Lidl oder Aldi rund um die Uhr kaufen kann.

Statt also die nette pausierende Familie Kubarek zu beschimpfen, trat ich in den Dialog mit dem Bildschirm-Dialog-System des vor dem Post-Shop-In-Shop installierten Briefmarken-Kauf-Automaten. Ich lass jetzt mal den langen Mittelteil weg. Das bringt nix. Man regt sich nur auf. Vor allem zum Schluss. Hat man nämlich nach einigen Epochen das Ende der Dialogmenüfahnenstange erreicht, teilt einem der Automat folgendes mit: »Wenn Sie die Erstattung des Restbetrages in Briefmarken wünschen, drücken Sie *Ja*. Wenn Sie *Nein* drücken, wird der Kaufvorgang abgebrochen.«

In diesem Moment wurde ich noch einmal von einer jugendlichen Dösigkeitswoge hochgehoben und trichterte dem Gerät im Econo-Fast-Tempo-Rausch zirka twenty German-Best-Quality-Dirty-Words bei, schlug den Befehl NEIN in den Automaten und beendete den Dialog.

»Na? Ist das 'n Scheißding?« fragte eine freundliche Frauenstimme, um sich im Nu selbst die richtige Antwort zu geben: »Ja sicher ist das 'n Scheißding!«

Die Mittagspause der Familie Kubarek war beendet.

Wir betraten den Shop-In-Shop und nahmen uns ausreichend Zeit für einen Briefmarken-Kauf-Dialog. Anschließend kamen wir noch auf Orthopädisches zu sprechen. An die Einzelheiten kann ich mich zwar nicht mehr erinnern, weiß aber noch sehr genau, mit welcher gründlicher Weisheit ich in mein langsam verkalkendes Restleben entlassen wurde: »Kommt sowieso alles so, wie's kommen muss. Und wenn nicht, kommt genau das Gegenteil. Aber da können Sie dann auch nix mehr dran ändern.«

Und das stimmt ja auch.

Das unten anhängende Gewächs Ein paar Bemerkungen anlässlich des Valentinstages

Jedes Jahr am 14. Februar ist Valentinstag. Viele von uns erfahren davon immer kurz vorher aus den Verbrauchernachrichten und treffen sich dann nachts in der Tankstelle ihres Vertrauens. Dort gibt es auch zur Geisterstunde noch alles, was man braucht, um die Herzensangelegenheit geschmeidig abzuwickeln. Zum Beispiel Überraschungseier. Nun aber zum Hintergrund.

Es gibt unzählige Mythen, die sich um den Ursprung dieses Tags der Liebenden ranken. Viele, die meisten, haben einen sogenannten »religiösen« Hintergrund. In ihnen ist von der Ankunft des himmlischen Bräutigams Jesus die Rede. Oder von Bischof Valentin von Terni, der im 3. Jahrhundert lebte und als christlicher Märtyrer starb. Mit allen unangenehmen und bis heute unappetitlichen Folgen. Zahlreiche Skelette des Bischofs klappern um die Wette. Viele europäische Kirchengemeinden streiten sich darum, welche denn nun die Reliquien, also die Originalknochen des italienischen Liebestagsstifters besitzt. Andere Legenden gehen noch den einen kleinen logischen Schritt weiter, also vom Spirituellen zum Spirituösen. Manche Liebenden, so steht es geschrieben, hätten den berauschten Zustand der hormonellen Unordnung mutwillig mit hochprozentigem Treibstoff angefeuert, vulgo: Sich diese oder jenen schlicht und ergreifend schöngesoffen.

In Wahrheit ist es selbstverständlich so, dass der V-Tag den allermeisten Menschen ungeheuer viel bedeutet. Den Frischverliebten, den Gutabgehangenverliebten, den Schon- und Baldvermählten, den Nochnichtgeschiedenen, vor allem aber natürlich den Parfüm- und Blumenhändlern, die die Deutschland-Verwertungsrechte an diesem Feiertag in den fünfziger Jahren vom Lizenzinhaber gekauft haben. Es handelt sich um einen US-amerikani-

schen Mischkonzern. Er verschachert unter anderem Olivenöl, intelligente Waffensysteme, Tomatenketchup, Dokortitel, Solarstromanlagen und arabische Diktatoren. Außerdem vergibt er Lizenzen für Feiertagsmarken wie Halloween, Internationaler Frauentag, Tag des Waschlappens und eben auch Valentinstag.

Zum artgerechten Umgang unter Liebespaaren gehört ja vor allem die richtige Ansprache. Er nennt sie zärtlich »Kätzchen«, sie entgegnet mit einem angemessenen »Hase«. Das sind natürlich nur willkürlich aus dem Bussibrehm herausgepickte Beispiele. Der erotozoologischen Phantasie sind da überhaupt keine Grenzen gesetzt, wobei schon auffällig ist, dass die beliebtesten tierischen Koseformen mindestens niedlichen, etwa »Mäuschen«, meistens aber flauschigen Ursprungs sind. »Chinesischer Nackthund« zum Beispiel kommt meines Wissens so gut wie nie vor. Selten hört man auch von Liebenden, die sich gegenseitig »Glatthaardackel« nennen. Besser, die Süßen haben ein Fell, noch besser, einen Pelz. »Bär« ist ganz groß im Rennen, »Bärchen« noch beliebter, wobei die Anwender ja keine Ahnung haben, wie schlimm die Viecher aus dem Hals riechen. Ungefähr so übel wie der Heringsfresser Pinguin, was dessen allgemeiner Beliebtheit aber keinen Abbruch tut.

Wenn es einen erwischt hat, hat es einen erwischt. Da kann man nichts machen. Da wird was mit einem gemacht. So, als würde man ferngesteuert. Wieso sind wir manchmal so besinnungslos verknallt? Woher kommt das? Das kommt von der Libido. Libido ist lateinisch und bedeutet »Begehren, Begierde, Wollust«. Mit der Libido verhält es sich, was ihren Wohnsitz angeht, ungefähr so wie mit der Seele. Man weiß, man hat eine, man weiß aber nicht, wo man sie hat. Was man weiß, ist, von wem die Libido mit Kraftstoff betankt wird: Vom »unten anhängenden Gewächs«. Nein, das ist jetzt nicht das, was Sie denken. Sie denken zu niedrig. Das unten anhängende

Gewächs hängt zwar unten, aber nicht unten unter dem Gürtel, sondern unten im Gehirn. Damit es nicht dauernd mit etwas Vulgärem verwechselt wird, lässt sich das unten anhängende Gewächs viel lieber mit seinem lateinischen Namen ansprechen: Hypophyse. Und wenn schon auf deutsch, dann so: Hirnanhangdrüse. Wenn die Hypophyse unter Vollast arbeitet, drüst sie wie nichts Gutes und flutet die labile Libido mit einem nicht endenwollenden Hormonstrom, einem wahren Sekret-Tsunami. Da sich der ganze Vorgang im Gehirn abspielt, wird der dort ebenfalls ansässige Verstand vorübergehend außer Kraft gesetzt. In dieser bio-chemisch verursachten Denkpause ist der Mensch dann in der Lage, Sätze zu sagen, zu denen er sonst nicht fähig ist. Zum Beispiel: »Ich kann ohne dich nicht leben.« Irgendwann aber zieht sich die Flut zurück. Der gewöhnliche Verstand erhebt sich nach und nach aus den moddrigen Feuchtgebieten. Es ist Ebbe. Und dann ist manchmal gar keiner mehr da, mit dem man durch das Watt waten kann.

Am Tag, als Opel für mich starb

»Das war's.« Doc Schraube warf die schmutzigen Handschuhe in den Straßengraben, griff in die Brusttasche seines ölverschmierten Parkas und zündete sich eine Selbstgedrehte an. Der Zigarettenrauch zog unter die geöffnete Motorhaube. Von dort stieg immer noch Dampf aus dem rostigen Kühler zum Himmel auf. Der Doc nagte einen Fitzel Tabak von der Unterlippe und spuckte ihn in die Nacht. Dann senkte er den Kopf, so, als wolle er nachschauen, ob etwas von dem Kippenkrümel auf dem abgeschabten Wildleder seiner Boots gelandet war. Eine drei Sekunden lange Ewigkeit verharrte der Doc wie eingefroren in dieser Stellung. Dann verkündete er mit angemessen gruftigem Timbre das Todesurteil: »Kaputt!«

Wir drei anderen Jungs schwiegen und senkten ebenfalls die Köpfe. Jede weitere Frage war überflüssig. Der Doc war einer von der Sorte Schrauber, die aus Isolierband und Ravioli-Dosen Auspufftöpfe bauen konnten. Und zwar solche, mit denen man in den siebziger Jahren selbst bei nervösen, mit Schlafentzug scharfgemachten RAF-Fahndungsschupos verletzungsfrei durch die Fahrzeugkontrolle kam. Wenn Doc sagte, »ich kann nichts mehr für ihn tun«, dann musste man wirklich alle Hoffnung fahren lassen. Dieser PKW war todsicher austherapiert.

»Verdammte Scheißkarre, elendiges Drecksteil, blöde Sau!« Hacki trat wütend vor den rechten Vorderreifen. Dem Opel Kadett entfuhr ein jämmerliches, zu Herzen gehendes Geräusch.

So eins hatte ich schon mal gehört, während eines Urlaubs auf Sizilien. Angler hatten Tintenfische aus dem Meer gezogen und in Holzkisten geschmissen, wo sie nun sehr langsam vor sich hinkrepierten. Interessant, genauso klingt das also, wenn ein Opel Kadett abnippelt.

»Dämliche Kackschüssel, wasse biss!« schrie es aus Hacki heraus. Hacki war einer der beiden Besitzer des Verblichenen und rastete jetzt richtig aus. Jähzorn hatte seinen von strähnigem Langhaar umfetteten Kopf violett eingefärbt. Wieder und wieder trat der Entfesselte mit nicht nachlassender Wut dem noch warmen Leichnam Beulen in die dünnen Kotflügel.

»Wichser, Arschkrampe, Pissfletsche!«, die unflätige Brüllerei wollte kein Ende nehmen. Erst, als ihm der letzte Knopf vom viel zu engen Duffle-Coat platzte, hielt Hacki erschöpft inne, schaute an sich runter und krächzte kläglich: »Ja klar. Das auch noch. Ganz große Klasse.« Nur mit Mühe hielt er die Tränen zurück. Schraube, Günni und ich rauchten respektvoll in eine andere Richtung.

Vor ein paar Wochen hatten Günni und Hacki den Kadett für 250 Mark von einem zweifelhaften Typen aus der Nachbarschaft gekauft. Die hinfallige Karre hatte noch ein

halbes Jahr TÜV. Lange hätte sie uns also sowieso nicht mehr vom Dorf in die Stadt und zurückbringen können. Das war die einzige Aufgabe dieses Autos. Wir brauchten irgendeinen fahrbaren Untersatz, der uns durchs Wochenende transportierte. Mit öffentlichen Verkehrsmitteln war jede Nacht um Mitternacht zu Ende. Für längere Ausschweifungen mussten wir ein Auto besitzen. Ich hatte keinen Führerschein. Schraube hatte einen, außerdem jede Menge Ahnung vom Autoreparieren, war aber zu klamm für Anschaffungen, die 30 Mark überstiegen. Als Hacki, Günni und ich den Doc zur Jungfernsause mit dem Kadett abholten, machte er ein Gesicht, als wären wir mit einer LKW-Ladung ansteckender Lepra vorgefahren. »Buäh. Was ist das denn? Das ist ja ekelhaft!« Er hatte so recht. Die Opel-Lackierer hatten die vierrädrige Missgeburt in den bevorzugten Farben des kleinen Mannes gehalten. Irgendwas zwischen Ocker und Beige. So sahen die Windeln meines kleinen Bruders von innen aus. Man hätte die schlimme Schleuder nur noch mit einem Cocktail aus Fencheltee und Möhrenpüree einschmieren müssen, dann wäre die Kopie auch vom Geruch her perfekt gewesen. Was sollte man dazu sagen, außer, »das ist ja ekelhaft.«

Ich kann nicht behaupten, dass unsere Geschmacksbildung zu jener Zeit auch nur annähernd ausgereift war. Was bei uns von innen kam, sorgte nicht für Schönheit, sondern für unreine Haut. In mancherlei Beziehung waren wir Lehrlinge und sahen auch so aus: Unfertig und angestrengt. Stilistisch waren wir noch lange nicht überm Berg, doch in PKW-ästhetischen Angelegenheiten hatten wir das tiefe Tal der Ahnungslosigkeit spätestens in dieser Freitagnacht durchfahren. Soviel war klar. Opel Kadett geht gar nicht. Etwas Uncooler als diese darmfarbene Schachtel war schlichtweg unvorstellbar. Ja, man konnte sich damit von A nach B fahren. Wollte man sich aber

nicht der Lächerlichkeit preisgeben, parkte man besser nur in der Nähe von B und ging den Rest zu Fuß.

»Du stinkst, Du Dreck!« Hacki pinkelte ans Heck des bereits leichenstarrten Kadetts. Das war das vorletzte Mal, dass er und wir anderen näheren Kontakt zu einem Opel hatten. Drei Tage später saßen wir in einem bordeauxroten Renault R4. Für zusammengeworfene 300 Mark hatten wir die klapprige Franzosenlaube geschnappt. Schraube zahlte wie immer in Naturalien und pfuschte den Wagen durch den TÜV. Der R4 hatte eine Anhängerkupplung und eignete sich bestens für Abschleppdienste. Hinter uns hing ein braunes Häufchen Elend am Seil. Der Typ auf dem Schrottplatz würdigte unsere Fracht keines Blicks. Geld verlangten wir dafür nicht. Warum auch, er hätte uns sowieso keins gegeben.

Ungefähr fünfunddreißig Jahre später: »Opelaner bangen um die Zukunft ihrer Firma. Konzernleitung, Betriebsrat und Belegschaft kämpfen um die Zukunft des Autoherstellers, verlangen finanzielle Unterstützung vom Staat und Solidarität von der deutschen Bevölkerung.«

Ich kenne vier Deutsche, die sie ihnen aus sehr persönlichen Gründen nicht gewähren können.

Gespräche im Park – Am Teich

Mutter und Tochter

– *Mutti, kuckmal, die haben den Vogel rosa angestrichen.*

– Welcher Vogel denn?

– *Der da. Da im Wasser. Und der daneben auch. Und der neben dem auch.*

– Ach die. Nein, die sind nicht angestrichen. Die sind so. Pass mal auf mit Dei'm Eis, Johanna. Das tropft schon unten raus.

– *Wieso sind die denn so rosa?*

– Du sollst mit Dei'm Eis aufpassen. Gleich ist das unten durchgeweicht und dann rutscht das durch und dann fällt das hin und dann gibt's kein neues.

– *Wieso sind die denn so rosa?*

– Weil die so sind. Manche Vögel sind blau, manche sind grün und die da sind eben rosa.

– *Wie heißen die denn?*

– Die heißen – äh – Flamingos.

– *Oder die sind wund ...*

– Wieso sollten die denn wund sein?

– *Weil die immer im Wasser stehn und keiner schmiert die mit Salbe ein und dann werden die Flamencos wund.*

– Da – jetzt ist es hingefallen.

– *Kann man das noch essen?*

– Nein. Lass das Eis liegen. Das ist dreckig, Johanna. Da geh'n doch auch Hunde her.

– *Kann ich 'n neues?*

– Nein – ich hab's dir gesagt. Es gibt kein neues. Und wehe, du heulst.

– Bitte.

– Nein!

– *Vielleicht kommen nachher die Vögel aus dem Wasser. Wenn wir weg sind. Und dann essen die das Eis und dann frieren die von innen und dann werden die von außen wund.*

– Nein, Johanna. Vögel essen kein Eis. Außerdem gehen die nicht aus dem Wasser raus. Die sind da immer drin.

– *Fliegen die nicht mal weg?*

– Nein, die gehör'n da ja rein. Die gehör'n ja dem Park.

– *Wissen die Vögel das?*

– Ja. Die wissen das.

– *Oder die sind angekettet. Unter Wasser.*

– Nein. Die sind nicht angekettet.

– *Warum bewegen die sich denn dann nicht?*

– Die schlafen bestimmt.

– *Glaub' ich nicht. Ist ja noch hell. Die armen Vögel.*

– Die sind nicht arm. Denen geht's gut.

– *Geht's denen gar nicht. Die können nicht fliegen. Und laufen können die auch nicht.*

– Natürlich können die laufen. Wieso sollten die denn nicht laufen können?

– *Die haben ja nur ein Bein. Und das ist auch noch angekettet.*

– Ist es nicht!

– *Aber die haben nur ein Bein. Und das andere haben die denen nämlich rausgezogen, damit die nicht weglaufen können. Und deswegen haben die nämlich geblutet und dann*

haben die versucht, das Blut wieder rauszuwaschen, aber die haben nicht alles rausgekriegt und deswegen sind die Flamencos nämlich rosa.

– Kuckmal Johanna, da vorne gibt's Eis. Möchtest du noch eins?

Kulturhauptsprache Ruhrisch Ein Sprachkurs in fünf Übungseinheiten

1. Dialekt oder was?

Bei der Sprache des Ruhrgebietes handelt es sich um eine Variante. Und zwar um eine Variante des Hochdeutschen. Jawohl: Hochdeutsch – nur nicht so umständlich. Und nicht so aufgebrezelt. Wie das schon klingt: »*Eine Variante des Hochdeutschen*«. Huch.

Sangwe ma so: Ob Dortmund, Duisburg, Essen / Fälle gibt's / die brauchsse nich' / die kannze da vergessen.

Vor allem, wenn's schnell gehen soll. Jetzt zum Beispiel. Deswegen nomma kurz und deutlich und nicht zum Mitschreiben: Die Sprache im Ruhrgebiet ist praktisch 'ne praktische Weiterentwicklung vom Hochdeutsch. Verstehsse? Ja sicha verstehss du das. Weil ich ja extra so schreib', damit du das bequem verstehss.

Und deswegen darfst du zu unsere Sprache auch sagen, wasse willz: *Dialekt, Regionaldialekt, Mundart, Umgangssprache*. Alles 'n bissken richtig – und is' auch alles 'n bissken falsch. Vor allen Dingen aber isses: Mir völlig egal. Und weisse auch, wozu? Zu recht.

2. Die R-Vermeidung

Es war die Nachtigall und nicht die Leache. Haben Sie was gemeakt? Leache? Yes, there's no »r« in it. Wir haben diese Aussprache zwar nicht erfunden, weil wir uns an Herrn Shakespeare heranwanzen wollten, aber es klingt in

diesem Fall schon recht angemessen englisch. Well, das Hochdeutsche verlangt ja eigentlich, die Lerrrche weiter vorrrne zu sprechen, aber man kann dem Hochdeutschen auch mal den Vogel zeigen: Leache. Und sollte ein Sprachspeißer deswegen mal meckern, wären wir auch in der Lage, der diesbezüglichen regionalsprachlichen Eigenart einen regelbaren Anschein zu verleihen: *Im Auslaut betonter Silben wird das R durch ein weggleitendes A ersetzt.* Geht übrigens besonders gut, wenn man dabei lächelt. Leache. Muss man natürlich üben. Dann merkt man auch, wie angenehm das zu sprechen ist. Aber wenn es dann irgendwann mal klappt, gibt es direkt Belohnung: Ne Wuast. Mit Guake ...

3. Genitiv

Sprachlich ist das Ruhrgebiet in Deutschland praktisch Speerspitze. Oder einfacher, die Sprache hier inner Gegend ist bereits in ein' Stadion, wo das Hochdeutsche erst noch hin will. Wichtigstes Kennzeichen: Lässigkeit. Das Ruhrische rührt in sich selbst. Es ist Ausdruck eines Lebensgefühls. Kommsse heut' nich, kommsse morgen. Arbeit muss gemacht werden, aber es muss nicht alles in Arbeit ausarten. Im Leben nich – und beim Sprechen schomma gar nich. Jedenfalls nicht mehr, als unbedingt erforderlich. Die Sprecher dürfen von Fall zu Fall selber entscheiden, welchen sie nehmen.

Die deutsche Sprache stellt vier Stück zur Verfügung. Bitteschön. Kann man nehmen, muss man nich.

Wer braucht schon den Genitiv, wenn man auch mit dem Akkusativ fragen kann, *wen* das Fahrrad gehört. Ja *wen* wohl? *Sie* natürlich. Ja, *er* fährt auch schomma damit, aber es ist das Fahrrad von *seine* Frau. Man muss sich aber noch nicht mal *die* Mühe machen. 1. Fall reicht auch. »Das Fahrrad gehört *die*«. Und damit das auch ganz klar ist: »Die da!«

Ein weit verbreiteter Irrtum ist übrigens, dass der 3. Fall im Ruhrgebiet gar nicht gebraucht wird. Das ist falsch! Richtig ist vielmehr, dass wir den Dativ wirklich wertschätzen. Er ist unser bestes Stück. Wir benutzen ihn nur zu besonderen Gelegenheiten, nämlich dann, wenn wir uns den Endpunkt einer Handlung ganz klar vorstellen können. Konnten Sie mir bis dahin folgen? Gut, dann geh ich jezz *im* Bett.

4. Verlaufsform des Tätigkeitswortes

Und nun zum Sprachexportschlager des Ruhrgebietes. Aus dieser Gegend raus hat er seinen Siegeszug in die ganze Welt ... nee, stopp! Das gilt ja nur für Leute, die Deutschland für den Nabel der Welt halten. Sie merken schon: Ich bin den Ball am Flachhalten.

Um es kurz zu machen: Mittlerweile kennt, schätzt und benutzt man sie überall dort, wo die Menschen versuchen, sich in deutscher Sprache verständlich zu machen: Die Verlaufsform des Tätigkeitswortes. Dabei darf das Tätigkeitswort sich ausruhen und wird ungebeugt überall mit hingenommen. Aber nur solange, wie es nötig ist, also, solange wie was noch andauert. Also zum Beispiel wie jetzt gerade: Sie sind am Lesen. Aber nur solange, wie ich am Schreiben bin ...

5. Vollendung

Das, liebe Leser, war eine kleine Einführung in die Sprache des Ruhrgebietes. Und jetzt nochmal im Plusquamperfekt: Gewesen.

Schmachtzeichen 2010

Mehr als 300 gelbe Ballone schweben 80 Meter hoch über den Dächern und Bäumen des Ruhrgebiets. Festgebunden an der Erde markieren sie mit ihren langen gelben Fahnen weithin sichtbar die ehemaligen Standorte der Steinkohle-Zechen. Wo früher Fördertürme in den Himmel kragten, standen und wehten eine Maiwoche lang die »Schachtzeichen 2010«. Wie überdimensionale Stecknadeln in einer Landschaftskarte zeigten sie an, wo es früher die Arbeit gab, wegen der die Menschen das Ruhrgebiet einmal besiedelt haben. Die Erfinder der »Schachtzeichen« nannten ihr Projekt »Kunst«, die Kritiker »rausgeschmissenes Geld«. »Die teure Knete« hätte man auch »für was viel Besseres raushauen« können. Vor allem in Internet-Foren, also da, wo man schreiben darf, wie man spricht, damit man auch mal lesen kann, was man denkt, wird diese Ansicht vertreten. Einverstanden! Investieren wir in Basisbildung. Ich plädiere für verpflichtende, bei Nichtteilnahme strafbewährte Rechtschreibkurse für Internet-Foren-Teilnehmer. Bis zum Reifezeugnis gilt: Schreibverbot mit Ausnahme von Bewerbungen auf Leitungspositionen bei RTL 2.

Die Menschen, die sich am wetterschönen Pfingstwochenende auf die Beine machten, um die »Schachtzeichen« des Ruhrgebietes von geeigneten Aussichtspunkten in Augenschein zu nehmen, sahen jedenfalls keine Veranlassung, sich in kunsttheoretischen Diskussionen zu verzetteln. Knauseriges Miesepetern über Sinn und Zweck des Unternehmens war ebenfalls nicht zu vernehmen. Dazu ist die Sache auch erstmal viel zu anstrengend. Besser, man spart seine Puste für den Aufstieg auf eine der zahlreichen begrünten Kohleabraumhalden oder ehemaligen Mülldeponien, deren Ursprung sich nur noch da erahnen lässt, wo Belüftungstutzen wie Pilze aus der Grasnarbe lüken. Oben angekommen, belohnen sich die Piz-Pott-Bezwinger mit Gipfelschlucken aus heimischer

Brauereiproduktion und genießen nach dem Durchschnaufen das 360-Grad-Panorama. Ferngläser und Teleobjektive machen die Runde. Bella Vista von Bergkamen bis Bottrop, Belvedere von Dortmund bis Duisburg. Zugegeben, hier spreche ich von gefühlten Aussichten. Hat sich das Gefühl aber erstmal eingestellt, ist es wirklich schön – und dann eben auch schön wirklich. Die Zuschauerrunde teilt sich gegenseitig mit, was sie sieht. Gelbe Ballone, wohin die Augen blicken. Zeche Germania, Zeche Zollern, Zeche Ewald, Gneisenau, Minister Stein, Hansa, Pluto undsoweiter und kein Ende. Enkeln wird gezeigt, wo der Oppa gearbeitet hat. »Wo denn?« »Na, dahinten, wo der gelbe Ballong fliegt.« »Wo fliegt der denn hin?« »Nee, der fliegt nicht wohin. Der ist angebunden.« »Wo dran denn?« »Na, an der alten Zeche vom Oppa.« Eine Frau hat Hunger. Sie sagt: »Ich hab' Schmach!« Es gibt Sätze, die nach drei Silben und einem Ausrufezeichen bereits sehr vollständig sind. Das metallisch an den Mann der Frau gebrachte »Ich hab' Schmach!« ist kein Diskussionsangebot, sondern ein verkleideter Imperativ: »Fütter' mich!« Das Paar hat die Halde mit Mountain-Bikes erklimmen und trägt deswegen Hals abwärts bikerfiguren-betonende Funktionskleidung. Ich schaue mir die beiden diskret an und muss umgehend an das Gleiche denken wie die Frau: An Wurst. Sie wiederholt sich, erhöht aber die Bedrohungsstufe um eine auf vier Silben: »Ich hab' Schma-hacht!« Sein Blick trübt sich ein. Er scheint zu ahnen, was ich schon weiß: Sie hat den Hunger – er ist der Ast, an dem sie sägt. Männersolidarität hat viele Gesichter. Eins davon ist meins: »Im Prospekt steht, dass es an allen Bodenstationen der Ballone Unterhaltungsprogramm und Verpflegung gibt. Also Musik, Getränke und – Wurst.« Er sagt noch »Danke und Tüss«. Sie ist bereits zehn Höhenmeter tiefer. Ein senfgelber Ballon weist die Richtung. Schmachtsymbol 2010. Das Ziel ist die Wurst.

Mit Blick auf die Platanen

Es war eine große Fußballzeit für Borussia Dortmund und ich war noch nicht ganz acht Jahre alt. Die Nordkurve war randvoll mit Menschen und ich konnte nichts sehen außer Rücken von Erwachsenen. Nach ausdauerndem Nörgeln erlaubte mein Vater, daß ich mir einen anderen Platz suchte. Hinter den Stehplätzen der Nordkurve stand eine Reihe alter Platanen und mit Hilfe einiger Größerer schaffte ich es irgendwie, eine für meinen Hintern passende Astgabel zu erwischen. Jetzt konnte ich alles sehen. Das Stadion Rote Erde war in gleißendes Flutlicht getaucht und auf dem Platz stand diese Mannschaft:

			Tilkowski		
			Burgsmüller	Redder	
	Kurrat		Geisler		Sturm
Wosab	Schmidt	Brungs	Konietzka	Emmerich	

Es war der 4. Dezember 1963 und Borussia spielte im Achtelfinalrückspiel des Europapokals der Landesmeister gegen Benfica Lissabon. Benfica war ein Mythos. Nicht, daß mir damals schon klar gewesen wäre, was das bedeutet. Aber die Erwachsenen redeten seit Tagen von nichts anderem. Es schien keine bessere Fußballmannschaft auf der Welt zu geben als Benfica. Und bei Benfica spielte Eusebio. Der große Eusebio, die »schwatte Perle«, wie mein Vater immer sagte. Bestimmt konnte kein Mensch besser Fußball spielen als der.

Eusebio spielte an dem Abend nicht, er war verletzt. Das habe ich aber nicht gemerkt. Schließlich waren die meisten der Lissaboner Spieler Schwarze oder Dunkle. Ich konnte sie jedenfalls nicht unterscheiden und dachte, einer davon sei Eusebio.

Die Dortmunder Spieler kannte ich alle. Und auf dem Platz waren an diesem Abend auch nur sie zu sehen. Die

Mannschaft trug die »Flutlichttrikots« und angestrahlt glänzten sie goldgelb. So schöne Trikots hatte Borussia nie wieder. Vorne geknöpft und mit richtigen Kragen. Es hieß, sie seien aus Seide.

Der BVB spielte wie im Rausch und dieser Rausch wehte durchs ganze Stadion – bis hoch in die Platane. Es war ein einziges Raunen und Stöhnen und Jubeln und ich saß darüber. Wir spielten die beste Mannschaft der Welt mit dem besten Spieler der Welt an die Wand.

Einmal wanderte der Ball ganz lange zwischen drei Dortmunder Spielern direkt hin und her. Im Kreis. Wie beim Training »drei gegen einen«. Borussia gewann 5:0 und Franz Brungs machte drei Tore.

Franz Brungs wurde »das Goldköpfchen« genannt, weil er die meisten Treffer mit dem Kopf erzielte. Wir wollten beim »Nachspielen« deswegen auch immer nur Brungs-Tore machen, also Kopfballtorpedos und sowas.

An diesem Abend verliebte ich mich zum ersten Mal in Borussia. Das Stadion Rote Erde war der schönste Platz der Welt.

Etwas später wurde ich acht Jahre alt und meine Mutter meldete mich bei einem Fußballverein an. Es war ein Dortmunder Vorortverein, in dem ich dann zehn Jahre Torwart spielte. Mit der B-Jugend durften wir einmal ein Bundesliga-Vorspiel gegen Borussias Jugend bestreiten. In der Roten Erde. Wir verloren ungefähr 8:0, aber ich stand in den Toren, in denen auch Hans Tilkowski gestanden hatte. In der zweiten Halbzeit konnte ich die Platanen sehen.

Mangel an Wissen, nicht an Experten

Langsam aber sicher bin ich echt beleidigt. So gut wie nie fragt mich einer, ob ich nicht mal öffentlich zu relevanten Themen der Zeit Stellung nehmen will, von denen ich nichts verstehe. Ich möchte aber auch mal was sagen dürfen, wenn ich von der Angelegenheit, die gerade wichtig erscheint, überhaupt keine Ahnung habe.

Ich will mich auch mal richtig dicke machen, und zwar völlig unbelastet vom Hauch eines Gedankens, mit breiter Brust, leerem Kopf und sicherer Stimme Kompetenz, besser noch: Kernkompetenz! simulieren in einer Sache, von der ich absolut gar nichts weiß. Suchen Sie sich was aus, an Themen ist kein Mangel. Hier nur mal drei Beispiele, bei denen ich sowas von dermaßen naturtrüb bin, dass jeder Halbsatz dazu von mir den Tatbestand der Falschaussage erfüllen würde, bevor ich ihn auch nur angeatmet habe: Gesetzliche Grundlagen der Reproduktionsmedizin, Liberalisierung des europäischen Mobilfunkmarktes, Netzwerkverbindungen des internationalen Terrorismus im Nordjemen.

Da weiß ich nix von. Gar nix. Und nicht nur davon nicht. Ich schüttele Ihnen auf den nächsten beiden Seiten noch zwei Dutzend solcher Vorschläge aus dem Handgelenk, wenn Sie wollen. Aber – natürlich wollen Sie nicht. Sie sind ja nicht dumm. Selbstverständlich werden Sie sagen: *Der soll den Kopp zumachen. Keine Ahnung? Davon hab' ich selbst genug.* Und ich antworte: *Einverstanden, dazu werden Sie von mir, wenn überhaupt, nur etwas hören, wenn ich mich vorher einigermaßen sachkundig habe.*

Andererseits nehmen wir beide es aber tagtäglich mehr oder weniger un widersprochen hin, dass sich überall, wo ihm eine Gelegenheit dazu geboten wird, fachfremdes Personal zu angeblich wichtigen Themen der Zeit äußern darf. Die medialen Quasselrunden werden vollgequatscht von Labertaschen, deren Qualifikation entweder darin

besteht, für prominent gehalten zu werden, oder mit dem Körperteil, der nicht fürs Denken zuständig ist, Sessel zu wärmen, mit denen man Ämter besetzt.

Promi-Frisöre zum Klimawandel, Schauspieler zu iranischen Atomanlagen, Porno-Rapper zum Gender-Mainstreaming, Bild-Zeitungs-Redakteure zur Menschenrechtscharta, Fünf-Sterne-Generäle zum Pazifismus, katholische Bischöfe zur Kinder- und Jugendarbeit.

Das alles wird in diesem Land als Expertentum stark nachgefragt. Schade eigentlich, dass Wölfe nicht die menschliche Sprache beherrschen. Man könnte sie mal ganz kompetent zum Thema »fleischlose Ernährung« reden lassen.

Alles tot

Dörentrup. Seit Sonnenaufgang stand Jagdpächter Hubert Diethelm nun auf der Lichtung des kleinen Waldstücks bei Dörentrup und trainierte mit nicht nachlassender Leidenschaft für die Deutschen Meisterschaften der Hirschrufer. Ihm blieben nur noch zwei Monate bis zum Wettbewerb. Vor allem die zweite Prüfungsaufgabe war höchst anspruchsvoll. Dafür würde er sein volles Potential abrufen müssen. »Der Hirsch ruht am Brunftende erschöpft neben seinem Rudel. Er liegt im Bett, ist heiser und ohne Konkurrenz.«

Hubert Diethelms besonderer Ehrgeiz bestand darin, die Hirschrufe auf seinem Jagdhorn zu imitieren. Das hatte noch niemand vor ihm getan. Damit würde er einen einzigartigen Triumph feiern. Seine bisherigen Trainingserfolge stimmten ihn verhalten optimistisch. In großer Zahl folgten die Tiere der Umgebung seinem heiseren Rufen und legten sich ohne Ansehen von Gattung, Geschlecht und Religion in trauter Runde um den designierten Deutschen Meister und verendeten.

Äpfelpressen in Nordhessen

Es war ein zauberhafter Oktober. Einer, der nicht von der Willkür der Weltmeere und von den Launen des Luftdrucks gezeugt schien, sondern vielmehr wie entworfen von der zarten Feder einer Rosamunde Pilcher, am silbrig schimmernden Tisch im Garten eines südenglischen Landhauses leichthin auf blassgelbes Büttchen getupft. Ein idealer, ein Idyll-Oktober, wie nach dem Einfältigkeitsgebot zusammengebraut in der Hirnschale des grinsenden Glücksdiscounters Eckart von Hirschhausen.

Gelbgoldig strahlte die Sonne ohne Unterlass vom wolkenlosen Himmel, gerade so, als wollte sie ihre nur sporadische Anwesenheit in den Sommermonaten nun durch eine umso prächtigere Präsenz vergessen machen. Und wie ihr das gelang. In den Morgenstunden schien es, als könne sie es gar nicht abwarten, den Tau von den nachtfuchten Blechen der schlaftrunkenen Fahrzeuge zu lecken. Heiter blinzelte die Frühaufgeherin über Giebel und Baumspitzen, wärmte Gefieder der emsigen Meise wie Fell des fleißigen Eichhorns, das wohl noch selten in solch zeitigem Licht die Frucht des Haselnussbaumes aus zartem Schalen grün gezuzelt und die Abfälle vor den Hauseingang geworfen hatte. KLOCK. ZCK. ZCK. Und noch eine Frucht. KLOCK. ZCK. Und noch eine. KLOCK. ZCK. ZCK.

Faszinierend und enervierend zugleich, diese niemals versiegende Energie. Genauso wie damals bei unseren hyperaktiven Kindern. Die hochnäsige Psychologin behandelte uns wie den letzten Abschaum. Geschlagene sechs Monate hatte es gedauert, bis wir bei der arroganten Schnepfe endlich die ADHS-Diagnose für die beiden Zappelphilippe durchgeboxt hatten. Im Apotheken-Allibert wurden wir fündig. Doch alle Versuche, auch das Eichhörnchen mit Ritalin zu füttern, schlugen fehl.

Was also blieb uns übrig, als es dem durchgeknallten Vieh nachzumachen und ihm zuzurufen: »KLOCK. ZCK.« Keine Reaktion. Wir wählten die Übersetzung in die Menschengesprache: »Verpiss Dich!«

Das Eichhörnchen zeigte sich unbeeindruckt. Es KLOCKTE und ZCKTE weiter, ohne sich einen Deut um uns zu scheren. Voll konzentriert. So, als hätte es immer gut zugehört, wenn Oliver Kahn in Katrin Müller-Hohenstein hineingeknallt hatte: »Im Herbst hast du als Eichhörnchen natürlich immer diesen wahnsinnigen Druck. Da musst du als Eichhörnchen natürlich immer wahnsinnig konzentriert bleiben. Da bist du als Eichhörnchen natürlich im Tunnel.«

Wir brüllten das Tier an. So wie der frühe Oliver Kahn gegnerische Mittelstürmer angebrüllt hatte, kurz bevor er ihnen die Ohren abbiss. »Ist es nicht ein zauberhafter Oktober!« Das Eichhörnchen war voll im Tunnel. Unablässig fuhr es fort, Haselnusschalen aufzuzuteln. KLOCK. ZCK. Sollten wir ihm die Ohren abbeißen? Wahrscheinlich hatte es sich Nüsse hineingesteckt, um nicht am Eigenlärm zugrunde zu gehen.

Uns fiel der Anfang eines Herbstgedichtes ein. »Das Eichhorn knackt die Haselnuss / und wir bekommen Tinnitus.« Nein, so ging das nicht. Daran würden wir später weiterarbeiten, wenn wir die zum Verfassen nachhaltig gültiger Lyrik erforderliche Ruhe gefunden hätten. Doch wie? Und vor allem wo? Wo könnten wir diesen Oktober genießen. Diesen herrlichen, zauberhaften Oktober?

* * *

Bestimmt wusste Giesecking Rat. Genauer: Dr. Giesecking. Dr. Bernd Giesecking ist Universalgelehrter. Eines seiner zahlreichen Spezialgebiete ist das Erforschen menschenfeindlicher Gegenden. Er promovierte 1992 an der ostwestfälischen Eliteuniversität Kutenhausen über das Thema »Vernachlässigenswerte Primärvegetation in postkommunistischen Todesstreifen«.

Wir erreichten Giesecking auf seinem icePhone 1. Das icePhone 1 ist, wie die Produktbezeichnung schon andeutet, ein Einzelstück. Zum icePhone 2 ist es nie gekommen. Gieseckings selbst entwickelte, nie lizenzierte und deswegen auch nie in Serie gegangene Spezialversion des berühmten Apple-Smartphones hat eine Diesel-App, funktioniert aber auch mit Handkurbelstrom, und zwar ausschließlich in Gegenden, in denen kein Netzempfang möglich ist. Wir erreichten Giesecking im nördlichsten Finnland, in Lappland. Er saß am Rande eines mit linksdrehendem Eigenurin hergestellten Eislochs und verspeiste, wie er sagte, »die erste warme Mahlzeit seit Tagen«, eine Handvoll frisch geernteter Robbenleber. Wir schilderten unser Problem. Dr. Giesecking, der als Halbwüchsiger ein zweimonatiges Berufspraktikum als Fischtreppehausmeister in den Katakomben der Edertalsperre absolviert hatte, riet zu einem Aufenthalt im Bundesland Hessen.

»Ist von euch aus schnell zu erreichen. Wenn ihr Ruhe wollt, ist das das Sicherste. In der Nähe von Fulda gibt's einen Ort, der ist wie für Euch gemacht, ›Sterbfritz‹. Total tote Hose. Aber nee, Moment, besser nicht, im Oktober sind da immer Theater-Festspiele auf der Freilichtbühne. Dieses Jahr inszeniert Guido Knopp die Biographie von Günter Grass, ›Ich war dabei‹. Nee, nee, bleibt mal lieber da weg. Fahrt lieber nach *Nordhessen*. Das ist noch näher. Und da ist echt nix. Gar nix. Noch nicht mal Guido Knopp. Absolute Ruhe. Alle Eichhörnchen sind wegen des Kulturangebotes schon lange nach Kassel oder ins Ruhrgebiet ausgewandert. Auch die Wälder sind so gut wie leer. Die nordhessische Natur hat Burnout. Nordhessen hat die deutschlandweit höchste Selbstmordrate bei Rotwild. Die letzten verbliebenen Jäger dezimieren sich gegenseitig. In Nordhessen gibt es mehr Bäume als in Lappland, aber weniger Menschen. Die Grundstückspreise sind total im Keller. Die einzigen, die da noch

siedeln, sind geschäftstüchtige Grüne. Ziehen die letzten Einheimischen über den Tisch, kaufen sie aus den alten Höfen raus, machen tiptop biologisch-ökologische Luxus-sanierung und stellen Schilder auf: »Draußen rauchen ist Mord am ungeborenen Baum.«

Giesecking hatte es jetzt eilig. Er müsse Schluss machen, das Husky-Taxi sei grad vorgefahren. Er habe gleich ein Blind-Date mit einer Läppin, die Tätowierungen mache. Sie werde ihm ein traditionelles samländisches Motiv stechen, einen Arsch ohne Geweih. »Oh, klingt interessant«, antworteten wir, aber ob ein Blind-Date für so eine Tätowierung nicht etwas unpraktisch sei. »Nein, das ist nichts Ungewöhnliches«, verabschiedete sich Giesecking, »hier am Polarkreis ist eigentlich jede Verabredung ein Blind-Date, die Sonne geht ja praktisch erst März/April wieder richtig auf. Ganz anders als in Nordhessen. Hähä, obwohl es umgekehrt ja viel gerechter wär'. Hähä, naja, egal. Wünsch' euch viel Spaß da.«

* * *

So kamen wir nach Nordhessen. Giesecking behielt in allem recht. Hier gab es tatsächlich nichts. Nichts als Bäume. Geräuschlose Bäume. Die Kronen getupft wie von Rosamunde Pilchers Aquarellpinseln. Jedes Blatt einzeln. Ganz langsam. Tagelang. Wochen-, monate-, jahrelang. Ein Blatt nach dem anderen. Hellrot, Rostrot, Karminrot, Blutrot – äh, nein – das war kein Blattlaub, das waren die eingetrockneten Überreste eines Jägers, der die Konsequenzen gezogen hatte. In seiner Mundhöhle steckte der Lauf seiner Flinte, in seinem Hut ein Zettel. Aufschrift: »Wer das liest, ist doof. Wie kann man hier nur spazieren gehen, echt ey.« Ganz schön frech, aber wo er recht hatte, hatte er recht. Wir nickten Zustimmung und zogen weiter. Schon nach 30 Minuten Wanderung entfuhr uns ein hilfeschreiähnliches »*Ist es nicht ein zauberhafter Oktober?*« Doch niemand antwortete. Niemand. Nicht einmal eine Fliege. Nicht einmal der Wind. Was

hätten wir jetzt für ein einziges »KLOCK ZCK«, für ein komplett rammdösiges, was hätten wir jetzt für ein Eichhörnchen im ADHS-Endstadium gegeben. Wir wanderten weiter durch das nordhessische Vakuum. Keine Abwechslung. Immer nur nichts. In unserer Not riefen wir Giesecking an. Die Bedingungen waren gut. Es gab kein Netz. Aber er nahm nicht ab. Wahrscheinlich war der Arsch noch nicht fertig.

* * *

Nach Stunden erreichten wir eine Siedlung. Welch eine Überraschung. Lebten hier tatsächlich Menschen? Wenn ja, müssten es besserverdienende Menschen sein. Die Häuser frisch gestrichen, das Fachwerk gepflegt, die Dächer neu gedeckt. Namensschilder an den Eingängen. Schilder, wie wir sie schon lange nicht mehr gesehen hatten, handgefertigt aus einem Material wie aus einer fernen Zeit: Salzteig. Was war das hier? Ein Manufactum-Musterdorf? Oder ein Filmset der Degeto, der TV-Produktionsfirma, die für das greise ARD-Publikum immer diese Seifen-Streifen dreht, in denen menopausenresistente Trümmerfrauen noch mal ganz von vorne anfangen? In Afrika, in Mallorca, jetzt auch in Nordhessen? Würde gleich Christine Neubauer in Hunter-Carnaby-Gummistiefeln um die Ecke biegen und eine Schicksalsprüfung bestehen? Am Landrover einen Reifen wechseln, der Milchkuh den entzündeten Euter eincremen, in ein selbst geschmiertes Butterbrot beißen und nicht zunehmen? Wir warteten und warteten. Doch nichts geschah. Niemand kam. Keine Neubauer, keine Kuh, kein Butterbrot.

Dies wäre jetzt haargenau die passende Stelle für den klassischen Überbrückungssatz: »Und irgendwo bellte ein Hund.« Aber es bellte kein Hund. Es KLOCKTE noch nicht mal ein Eichhörnchen. Etwas anderes passierte. Irgendwo vibrierte ein Handy. In unserem Rucksack. Eine SMS aus Lappland: »Der Arsch ist fertig. Gleich gibt's

Essen. Mett-Igel aus Rentierhack. Wodka bis zum Augenstillstand. Hier ist gut was los. Bei Euch möcht' ich echt nicht tot überm Zaun hängen. Bei Euch möchte' ich noch nicht mal der Zaun sein.«

Wir simsten Giesecking einen Salmonellenvirus aufs icePhone und gingen vorsichtig weiter, Schritt für Schritt durch das leblose Geisterdorf. Dann, an einer Wegekreuzung, eine Hinweistafel: »Dorfcafé, gleich rechts um die Ecke.« Konnte das wahr sein? Sollte es hier tatsächlich eine Einkehrmöglichkeit geben?

Jawohl, gleich rechts um die Ecke ein gepflasterter kleiner Hof, darauf Tische, Stühle. Im Fachwerkhaus dahinter eine offene Tür. Das Dorfcafé. Darin ein großer, für 12 Personen eingedeckter Holztisch, an einer Wand eine Leinwand, an den anderen Wänden Regale mit Saftflaschen, fair gehandeltem Kaffee, fair gehandeltem Tee, fair geschleudertem Honig und eine Theke mit frischgebackenem Apfelkuchen. Für wen war der? Erwartete man lebendige Gäste? Außer uns lebte hier nichts. Noch nicht mal ein Wirt oder eine Wirtin. Wir setzten uns an den Tisch und lasen die Aufschrift der Speisekarte:

»Global denken – lokal handeln. Herzlich willkommen zu den Apfelpresstagen in Altenlotheim. Mit kostenlosem Beamervortrag.«

Apfelpresstage in Altenlotheim. Sollte es nicht besser Altentotheim heißen? Wo waren wir nur gelandet? Wir verwünschten und beneideten Giesecking gleichzeitig. Ein Königreich für einen Rentier-Mett-Igel. Ein Himmelreich für eine Handvoll Robbenleber. Jede heidnische Polarkreis-Sauerei in einem samländischen Darkroom würden wir jetzt diesem evangelischen Regionalsaftevent vorziehen. Hier musste man ja jeden Augenblick damit rechnen, dass Antje Vollmer um die Ecke schlappt und Marmelade für den Adventsmarkt der Bodelschwingschen Anstalten Bethel kocht.

* * *

Die ersten Teilnehmer erschienen zum kostenlosen Beamer-vortrag. Immerhin, Antje Vollmer war nicht dabei, aber einige sahen aus wie sehr nahe Verwandte von Fritz Kuhn und Renate Künast, also so, als würden sie regelmäßig an Presstagen teilnehmen. Als Obst.

Bevor man uns in die Gemeinde aufnehmen konnte, ergriffen wir Gegenmaßnahmen. Neinnein, die Apfelpresstage interessierten uns überhaupt nicht. Obstsäfte nähmen wir nur in gebrannter Form zu uns. Wir zündeten uns Fluppen an und quazten in die Kuchentheke.

Wir seien Immobilienspekulanten und hätten hier ein paar Reststeinheimische davon überzeugt, nach Sterbfritz umzusiedeln. Jetzt würden wir uns ein paar Tage freinehmen, um den zauberhaften Herbst zu genießen. Neinnein, nicht hier. In Frankreich, im Département Vendée. Da fänden jetzt, wie immer im Oktober, die traditionellen Entenpresstage statt. Jaja, Entenpresse, ganz recht. Eine formidable Maschine. Darin würden nach Garvorgang und Zerlegen die Entenkarkasse und das Restfleisch ausgepresst, um aus dem abfließenden Saft eine exzellente Sauce zu machen. Der berühmte ostwestfälische Universalgourmet Dr. Giesecking habe uns im vergangenen Herbst dorthin mitgenommen. Er nähme seit Jahrzehnten am Entenpressen teil und gehöre mittlerweile zum inneren Zirkel der »Lukullischen Loge«. Nun hätten auch wir eine Einladung zum feierlichen Höhepunkt des Festes erhalten. Am Reformationstag halte man sozusagen die Entenpresse-Krönungsmesse ab. Sie gipfele in der Zubereitung eines seit Epochen von Generation zu Generation weitervererbten Gerichtes, der »Blutente«. Selbstverständlich verwende man für diese Spezialität ausschließlich regionale Produkte, die berühmten Challans-Enten, streng biologisch ernährt und in Freilandhaltung aufgezogen. Die Blutente werde nicht geschlachtet, sondern erwürgt. Das habe den Vorteil, dass alles Blut in der Ente verbleibt. Nach dem anschließenden kurzen Garen werde das Tier

dann zerlegt und Knochen und Fleischreste sofort in der Entenpresse ausgequetscht. Da es praktisch keinen Blutverlust erlitten habe, erhalte man so eine besonders fleischsaftige und blutige Sauce. Das alles sei natürlich nicht ganz billig. Getränke gingen exklusive. Leider kein kostenloser Beamer-Vortrag, dafür aber sauteurer Champagner satt. Die ganze Sause pro Nase um die 3.000 Ocken. Tja, Qualität koste halt, aber das müssten wir aufgeklärten und bewussten Verbrauchern wie den Anwesenden hier ja nicht erklären.

Von allen Plätzen des Tisches schauten uns die Geschwister Ekel und Abscheu an. Wir drückten unsere Kippen auf dem geölten Vollholzboden aus, warfen ein paar 50-Euro-Scheine auf den Tisch, riefen »Spende« und wünschten allen noch einen schönen Apfelpresstag.

* * *

Die Sonne stand tief über den schweigenden Wäldern Nordhessens. Das Abendrot wies uns den Weg in die Heimat. Westwärts. Als wir unser Zuhause erreichten, leuchtete ein fahler Vollmond über den Dachfirst und warf ein fast künstliches, neonartiges Licht in den Garten. Der Haselnussbaum war komplett skelettiert. Im Mondschein stand er da wie ein Requisit aus Francis Ford Coppolas *Apocalypse Now*. Fehlte nur noch der Walkürenritt und Robert Duvall: »I love the smell of napalm in the morning.« Wir schauten auf die Uhr. Noch fünf Minuten bis Allerheiligen. Ein hartes KLOCK. ZCK. Das Eichhörnchen hatte damit begonnen, den Carport des Nachbarn zu demontieren. Das Handy vibrierte. SMS von Gieseking. »Habe die finnische Staatsbürgerschaft beantragt. Werde heiraten. Tattoo etwas entzündet. Morgen will sie mir Ohren dranmachen.«

Es war wirklich ein zauberhafter Oktober. Die Kirchturmuhr schlug zwölfmal.
Endlich November.

Morden im Norden

Ein historischer Abriss

Maj Sjöwall und Per Wahlöö machten den Anfang. Zuerst war die engere Nachbarschaft dran. Nach und nach mussten sie zwangsläufig ihre blutigen Kreise größer ziehen. In den 1970er-Jahren begann das Autorenpaar damit, Stockholm leer zu schreiben. Die beiden metzelten weg, was ihnen in die Tastatur kam. Anschließend leimten sie die Protokolle ihrer Schreckenstaten zusammen und verkauften sie als »Krømønø1rømøne« an die Rest-Schweden.

Schon sehr bald wurde die einheimische Kundschaft knapp. Buch für Buch erschien, Schwede für Schwede verschied. Die Autorenmörder kannibalisieren sich praktisch selbst. Das System »Angebot und Nachfrage« funktioniert nur, wenn die Nachfrageseite dauerhaft stabil bleibt, besser aber wächst. Rettung verhießen allein ausländische Abnehmer. Die Rømøne wurden übersetzt und exportiert. Vor allem bei der sich links fühlenden, sozialdemokratisch/sozialistisch gebatikten Latzhosen-Leserschaft in der Bundesrepublik fanden die als »sozialkritisch« geltenden Blutblätter reißenden Absatz. Der deutsche Verlag røøøø konnte die Nachfrage zeitweise nicht befriedigen. Erst wurde das Papier knapp, später setzte ein umfangreiches Waldsterben ein, dann gründeten sich die Grünen. Gemessen an den Menschenopfern aber war das ein unbedeutendes Nebenunglück. Die Autoren Sjöwall/Wahlöö hatten längst Stadtfucht begangen und waren dazu übergegangen, die schwedische Landbevölkerung zu dezimieren.

Zudem hatten sie Konkurrenz bekommen. Anderen skandinavischen Alphabeten war der Erfolg der beiden nicht verborgen geblieben. Aus allen Schären und Fjorden tauchten Nachahmungsautoren auf und kopierten das Modell.

Besonders clever ging der heute weltbekannte Schriftsteller Henning Mankell vor. Schon als Halbstarker hatte er sich die Blutrechte an der Bevölkerung der Stadt Ystad im Grundbuch eintragen lassen. Ein betriebswirtschaftlicher Geniestreich, dem ein nur mit den unternehmerischen Karrieren von Bill Gates oder Steve Jobs zu vergleichender Triumphzug folgte.

Nach der Jahrtausendwende setzte dann endgültig ein mörderischer Boom ein. Zunächst schien es, als gäbe es in Skandinavien nur noch zwei Gruppen von Menschen: Schreibtischtäter und Opfer. Internationale Ausrottungsexperten gehen aber heute davon aus, dass es, abgesehen von 320.412 Kriminalautoren, gar keine nennenswerte endemische skandinavische Bevölkerung mehr gibt und die Schriftsteller mittlerweile dazu übergegangen sind, in den eigenen Kreisen zu morden. Als letztes prominentes Branchenopfer gilt Henning Mankell. Er starb nach offizieller Version an den Folgen einer Krebserkrankung. Hinter vorgehaltener Hand werden allerdings andere Todesursachen genannt. Hier nur eine kleine Auswahl:

Jo Nesbø, Kjell Eriksson, Arne Dahl, Varg Gyllander, Lars Rambe, Håkan Nesser, Åke Edwardson, Anne Holt, Kerstin Ekman, Gunnar Staalesen, Karin Fossum, Øystan Wiik, Jan Wallentin, Leif Davidsen, Arto Paasilinna, Leena Lehtolainen, Arnaldur Indriðason, Stella Blómkvist, Jussi Adler-Olsen, Camilla Läckberg.

Migrationsvorder-, -hinter- und -neben Gründe

Dieser Text entstand, genau wie ich, in Dortmund. Im Gegensatz zur Liebsten. Die entstand in Bottrop. Also nicht weit weg von hier. Einerseits. Andererseits aber doch am anderen Ende der Ruhrgebietshalbkugel. Wenn ich alles richtig verstanden habe, stammen ihre Vorfahren aus tschechischer Linie. Oder aus holländischer? Ich kann mir das nie merken. Was soll's. Ich sag' immer: Hauptsache, das Ergebnis haut hin. Und das will ich wohl meinen. Das Ergebnis ist astrein. Aber die Einzelheiten gehen Sie ja gar nix an. Sie müssen nur wissen: Stimmt schon. Wir kommen klar.

So – und jetzt wird's langsam mal Zeit für 'ne schicke Schaumacher-Vokabel. Ich äußere mich schließlich zu einem gesellschaftlich äußerst relevanten Thema und da muss ich aber spätestens jetzt einen Nachweis meiner *interkulturellen Kernkompetenz* abliefern! So – geschafft! Schätze, mit diesem Klopper habe ich den Sprachtest bestanden, bin also hinreichend legitimiert, mich auf dem Sachgebiet *Migration* wichtig zu machen. Sicherheitshalber reiche ich aber noch ein paar meiner zahlreichen Hinter-, Vorder- und Neben Gründe in Stichworten nach:

Die Eigengene stammen aus Ostfriesland. Und aus Elberfeld. Oder Barmen? Jedenfalls Wuppertal. Herzlichen Dank nochmal nachträglich an alle, die da mitgewirkt haben.

Was noch? Ich schau' mich mal grad um. Ah ja: Der Installateur aus Polen. Hält, was er verspricht. Wenn ich ihn richtig verstanden habe. Sonst noch? Die Übergangs-Internistin des Vaters aus Delhi oder Colombo oder so. Großartiger westfälischer Akzent und auch sonst sehr attraktiv. Brachte als einzige den Blutdruck des alten Herrn ohne Medikamente in messbare Bereiche.

Die Pizza aus Neapel. Hin und wieder zusammen mit dem Nachbarn. Aus Meinerzhagen (Sauerland). Und aus Samos

(Griechenland). Die Verlegerin aus München, ohne FC Bayern-Hintergrund. Der Verleger mit BVB-Hintergrund aus Franken. Hält, was er verspricht. Wenn ich ihn richtig verstanden habe. Das Moussaka aus Thessaloniki. Der Gitarrist aus Bytom. Die Putzfrau aus Porto. Der Pianist aus New York. Der Roman aus Glasgow. Der Beleuchter aus Trabzon. Der Schuster aus Tripoli. Uli sowohl aus Castrop als auch aus Rauxel. Der Baum aus Korea. Nord? Süd? Weiß nicht. Auf jeden Fall ca. 20 Meter östlich des Balkons. Das Reiseziel in den Misanthropen. Das Stadion in Westfalen. Darin der Rasen aus Holland. Darauf der Schnellste aus Gabun. Der Härteste aus Griechenland. Der Traurigste aus Armenien. Der Klügste aus Serbien. Der einzige ohne Fahrerlaubnis aus Dortmund. Bernd aus Turku. Vor allem aber aus Minden. Wenn nicht sogar aus Grönland. Hartmut aus Viertelkurdistan. Und aus Halbjordanien. Seine Nachwuchsin Salima aus Volld Deutschland, also Braunschweig. Die Schofföre aus Restjugoslawien, tagsüber. Nachts aus Russland. Die Suppe aus Marseille. Das Rezept aus Stuttgart. Das wohlriechendste Trikot – das muss man sich mal vorstellen – aus Gelsenkirchen. Echt wahr. Von Steffi. Aus Herne. Die Patenschüler aus Allerherren. Der lässigste Biertrinker aus Anatolien. Erwin und Ömer aus gedacht. Die Gedichte aus Bernstein. Die Witze aus Phythons Circus. Der Wirt aus Tunesien. Die Postkarten aus Vietnam. Die Fluchthelfer aus der Adlerstraße. Die ärmsten Schweine aus Plovdiv. Die Nazis aus Dorstfeld. Der Text: Aus.

Die Würde des Mannes ist unten tastbar

Letztens habe ich Ordnung in die Sachen gebracht. Ging nicht mehr anders.

Auf ihrem Weg von den Blütenglocken des purpurnen Fingerhuts zum Honighangar hatte sich eine Hummel A 380 mit gestrichen vollen Pollenhöschen nach Manhattan verflogen. Das desorientierte und schwer beladene Großrauminsekt musste notlanden. Auf dem alle anderen Skyscraper überragenden Manuskriptstapel an der Ecke Spring St./6th Ave gelang ihr ein an die fantastischen Verrenkungen des Autobot-Anführers Optimus Prime gemahnender Touchdown mit dreifachem Überschlag. Hummelmasse und Dynamik des Aufpralls lösten eine verheerende Kettenreaktion aus. Statisches Versagen, plastische Verformung des Bauteils, Zusammenbruch erst des Gebäudes, dann des kompletten Stadtteils.

Die gute Nachricht: Es handelte sich nicht um ein Selbstmordattentat. Ein Insektensterben fand nicht statt. Die Hummel schüttelte sich schweren Pollenballast aus dem Rückenpelz, erhob sich aus einer weißen Wolke und entkam torkelnd durch das auf Kipp stehende Fenster.

Die schlechte Nachricht: Manhattan war dem Erdboden gleichgemacht.

Nun sollte ich doch mal nachreichen, dass »Manhattan« der von der mitwohnenden Ironie-Beraterin verliehene Alias-Name meines Arbeitszimmers war. Sie muss sich einen neuen ausdenken, denn ich habe, wie eingangs erwähnt, Ordnung in die Sachen gebracht. Ging ja nicht mehr anders.

Manhattan war zwar in Sekunden zerstört, aber nicht an einem Tag erbaut worden. Central Park bildete die grüne Mitte. Dabei handelte es sich um eine als Schreibtisch dienende, stäbchenverleimte Buchenholzplatte, auf der ein sich ausschließlich von Autorenemissionen ernährend, sehr langsam wachsender Wüstenpimmel der Gattung

»Echinocactus horizontalonius« seine randständige, aber dekorative Bestimmung gefunden hatte.

Im Moment seines Zusammenbruchs umfasste Manhattan knapp 80, um Central Park gruppierte, papierene Gebäudekomplexe, die sich auf einer Grundfläche von etwa 15 Quadratmetern verteilten und in gestufter Formation bis zu einer Maximalhöhe von 180 cm ausdehnten. Sämtliche Baukörper konnten über ein zwei Fuß breites, in Nord-Süd- und West-Ost-Richtung verlaufendes Wegenetz erreicht werden. Die komprimierte Blockbauweise der von seinem Schöpfer »Aas« (Ausdruckablagensystem) genannten Stapel gewährleistete über lange Jahre eine jeden Betrachter überraschende statische Stabilität. Hier und da waren zwar Auflagegewichte vonnöten, um Schwankungstendenzen zu unterbinden. Die diversen Schneekugeln, Fußballpokale und Nashorn-Miniaturen bildeten aber nicht nur reizvolle Gebäude-Toppings, sondern waren vor allem einfach umzuplatzieren. Ein unschätzbare Vorteil für jeden Architekten, der bei der To-grow-by-Building-Bauweise zwangsläufig auf vorherige Tragwerksplanung verzichten muss.

Die Gründerzeit Manhattans, darauf ließen die bei den folgenden Aufräumarbeiten zutage geförderten und zuunterst liegenden Papierfunde schließen, liegt irgendwo zwischen spätem Thermofaxum und frühem Tintenpissarium, mithin in den frühen bis mittleren 1990er Jahren. Hier und da fanden sich, vermutlich als Fundamentplatten für die späteren Twin-, Triple- und Quadruple-Tower dienende Disketten aus dem Prä-PCerium. Abgleiche mit ergoogelten historischen Abbildungen ergaben, dass die Plastikscheibletten dem 1996 verblichenen Hersteller Atari zuzuordnen sind. Vereinzelt erkaltete Kleinkrater in den graugelben Oberflächen stützen die zeitliche Bestimmung des Baubeginns. In jenen Jahren wurde in Manhattan nämlich noch tüchtig geraucht. Selbstverständlich

Zigaretten der nach dem New-York-Gründer benannten Marke Peter Stuyvesant.

Ich überlegte kurz, das eingestürzte, durcheinandergewirbelte, in ihrer chaotisch zu liegen gekommenen Haufenstruktur eine Art Environment bildende Trümmerkabinett in Harz einzugießen. War das denn nicht bereits Kunst im Raum? Taugte dieses durch die Evolutionsteilnehmerin Hummel zufällig ausgelöste »Manhattan Down« späteren Generationen von Arbeitszimmer-Bewohnern als Sinnbild für die Überwindung der Trennlinie zwischen Kunst und Leben? Sollte man das Ereignis eventuell sogar als Singspiel inszenieren? Die erste Skizze eines Librettos war flugs auf der Rückseite eines aus der Halde gefischten Altausdrucks notiert:

All die Arbeit, all das Kümmern
Weh und Ach und Ach und Weh
All die Müh und Not in Trümmern
Tränenfluss wird schon zum See
Manhattan Manhattan
Stadt aus Papier
Nicht mehr zu retten
Nicht mehr im Hier
Müsstest ja gar nicht am Boden liegen
Gingen die Hummeln und täten nicht fliegen

Na ja. Beziehungsweise: ritschratsch. Das in seiner substanzlosen Vordergründigkeit schnell als Prokrastinationsgekritzel entlarvte Lyrikgehupe flog als Zettelgeschnetztes zurück auf den Müllhaufen.

Nein! Es ergab keinen Sinn mehr, den vor mir herzuschieben. Inmitten der Einzelteile meiner aus allen Fugen gekrachten Scheinordnung kniend, galt es zuzugeben: »Wenn die Karrieretreppe zum Vollblut-Messie tausend Stufen hat, stehst du bereits auf Nummer 800. Das alles

hier kann weg. Es ist Müll. Es kann in die grauen Säcke. Es MUSS dich verlassen, Trümmermann!«

Das hatte ich nicht gedacht. Das hatte ich auch nicht gesagt. Gleichwohl standen die Sätze laut und deutlich im Raum. Gesprochen von der Entsorgungsberaterin, nachdem sie mir mehrere Rollen Abreißmüllbeutel XXL ins Restmanhattan geworfen und bevor sie die Tür zwischen uns geschlossen hatte. Hinter sich.

Da hockte ich nun inmitten der Ausdrücke meiner Autoren-Vergangenheit. Warum nochmal hatte ich all das verwahrt? Vieles davon stand doch redigiert, ordentlich gesetzt und in gebundener Form jederzeit griffbereit in außerhalb Manhattans aufgestellten Bücherregalen. Fast alles hatte außerdem auf zauberhafte Weise und in mehrfacher Ausfertigung Asyl auf und in RAMs, ROMs, PROMs und diversen Wolkenkuckucksspeicherheimen erhalten. Objektiv gab es also keinerlei Begründung für die Erschaffung dieses mir über Kopf und Kragen gewachsenen Archivs. Subjektiv wohl schon: Auf die Vergangenheit zu schauen bereitete mir wohl mehr Freude, als den Blick ins Ungewisse, in die Zukunft zu richten. Mit anderen Worten: Es könnte sein, dass ich irgendwann in den vergangenen 30 Jahren alt geworden war.

Die Ahnung verfestigte sich zur Gewissheit, als ich den ersten michelinmännchenprallen Müllsack in eine halbwegs freigeräumte Ecke gehievt hatte und beherzt zur Füllung des zweiten ansetzte. Der beidhändige Griff in die Halde legte eine etwa 60 cm lange Papprolle frei, die ich bei der Erschaffung Manhattans als optisches Zierstück eingebaut hatte. Mit genügend Vorstellungskraft ausgestattete Betrachter wie ich hatten seinerzeit bestimmt keine Schwierigkeiten, sie als zwischen den Gebäudeblöcken installierte Versorgungsröhre, als Be- oder Entlüftungselement zu identifizieren. Ihre eigentliche Aufgabe aber war die Aufbewahrung einer Sammlung von Tour-

neeplakaten der Jahrgänge 1995 bis 2001 des Bühnenkünstlers Fritz Eckenga.

Der ehrliche Blick auf meine historischen, im DIN-A1-Format gedruckten Porträts ließ tatsächlich keinen Zweifel zu: Ich hatte deutlich mehr Vergangenheit als Zukunft.

Prompt stand der Entschluss fest: So dringend sie anlagen, die Aufräumarbeiten in Manhattan mussten warten. Es gab weitaus Wichtigeres zu erledigen:

Allerhöchste Zeit, eine Patientenverfügung zu verfassen!

Wie oft hatte ich das eigentlich schon vor mir hergeschoben? Zu oft. Immer, wenn wieder jemand aus Familie oder Freundeskreis für immer von mir gegangen war, hatte ich es mir fest vorgenommen: Schreibe endlich eine Patientenverfügung! Nicht, dass erschöpftes Krankenhauspersonal mal auf die arbeitszeitsparende und elendsverlängernde Idee kommt, eine Magensonde in dich einzubauen oder dir den kompletten Beatmungs-, Durchblutungs-, Ein- und Abführaparatepark an deinen auf Erlösung wartenden Balg zu flanschen. Genauso oft aber hatte ich den Vorsatz flott verdrängt und rasch etwas anderes geschrieben, ausgedruckt und Manhattan damit ein weiteres Stockwerk zugefügt.

Ich erinnerte mich allerdings vage daran, dass ich vor einiger Zeit an dem ersten Entwurf einer Verfügung geproktelt hatte. Viel war damals nicht dabei herausgekommen, was genau, war mir entfallen. Die spärlichen Notizen waren sicher Bestandteil der untergegangenen Stadt. Sollte ich etwa versuchen, sie zu bergen? Stichproben förderten eine erodierte Eintrittskarte für das Champions-League-Finale 1997 (BVB 09 – Juventus Turin = 3:1) im Münchner Olympiastadion, die von mottengrauem Restfell besetzte Karkasse eines Stoffeichhörnchens mit Gaffagetaptem Schwanzbruch und zwei in der Vorstrichcodezeit ineinander verschmolzene und granithart versteinerte Pritt-Stifte zutage. Die Vergeblichkeit dieser Suchversuche war

offensichtlich. Statt nach weiteren Artefakten sollte ich besser in meinen Erinnerungen graben.

Anlass der Erstversuchs einer Patientenverfügung waren Vorfälle während zweier Kurzaufenthalte in einem Herzer Krankenhaus gewesen. Dort wurde ich wegen einer Herzrhythmus-Lappalie behandelt, die nicht weiter der Rede wert ist. Für die zuständigen Fachkräfte ein Kinderspiel, eine mehr als gewöhnliche Standardoperation, die im Sinne der weiteren Effizienzsteigerung des Krankheitssystems in naher Zukunft sicher von Kardio-Robots oder von angelernten Pförtnern durchgeführt wird. Beide »minimalinvasiven Eingriffe« dauerten jeweils keine 30 Minuten. Winzige Plastikschläuche wurden durch einen Schnitt in der Leiste in meinen Körper eingeführt, bis zur Pumpe hochgeschoben, in der dann mittels Strom ein paar überflüssige Leitungen verödet wurden. Anschließend war und ist bis zum heutigen Tage herzhrythmisch alles wieder tacko.

Medizinisch wurde ich also vorbildlich versorgt, aber auch die begleitende Unterhaltungsabteilung ließ so gut wie keine Wünsche offen. Bevor es zur eigentlichen Behandlung kam, betrat eine dreiköpfige Laborelektriker-Boy-Group das Labor und verkabelte mich mit diversen Computern, Monitoren, Thermomixern und weiteren Geräten mir unbekanntem Nutzens. Die Mitglieder der internationalen Truppe waren bester Laune. Ein O-beiniger Restjugoslawe mit 38½-Tagebart, ein Türke mit einer Knoblauchfahne von Wanne bis Eickel, einer kam aus Ghana oder so, ist ja auch egal – jedenfalls alle aus Herne. Echte Stimmungskanonen, einer komischer als der andere und sämtlich Inhaber des schwarzen Gürtels im Sprüchekloppen: »Ahhhh – da isser ja, unser Dortmunder Patient. Gut sieht er aus – noch. Ob er denn auch weiß, dass unser Anästhesist ein Schalker ist?«

Hach, was habe ich gelacht. Zweimal haben mich diese drei Komiker, wie sie es nannten, »vorbereitet«. Beide

Male mit derselben Pointe. Und beide Male sagten sie anschließend wortgleich: »So – wir sind jetzt schomma so weit, geht gleich los, dauert aber noch 'n Moment. Wir gehen nomma kurz eine rauchen. Du musst da unten ja sowieso noch rasiert werden.«

So lag ich, blank wie der Schöpfer mich schuf, nur notdürftig bedeckt mit dem hinten offenen Engelhemdchen, gefesselt mit unzähligen Strippen, auf der PVC-Hartschale. Ich sah wirklich nicht besonders vorteilhaft aus und mir ging auch ein wenig die Düse und dann – Dann schickten sie mir selbstverständlich diese entzückende junge Frau rein. Selbstverständlich keinen Tag älter als 25 Jahre, selbstverständlich wohlriechend, selbstverständlich blond, selbstverständlich strahlend blauäugig und auch ansonsten jedes millionenfach durchgenudelte Arztroman-Klischee genauso aus- und übererfüllend wie ihren sehr taillierten, sehr eng anliegenden, schneeweißen Kittel: »Hallöööchen, ich bin die Schwester Nadine, bleimse mal ganz ruhig so liegen. Nee, Beine flach auf die Liege, Hemdchen mal hoch, Hemdchen ho-hoch! Keine Angst, Beine ruuunter und schön auseinander, auseinander, kann gar nix passieren, ist gaaaanz ungefährlich, ich mach' Ihnen da unten nur mal hübsch die Härchen weg.«

Das klingt vordergründig recht lustig, nicht wahr? War ja auch keine lebensbedrohende Situation. Obwohl – weiß man's denn? Kann doch immer was passieren. Vielleicht war das ja schon die berühmte Nahtoderfahrung. Vielleicht ist der Typ mit der Spritze ja wirklich ein Schalker. Und wenn, dann wäre die allerletzte Empfindung, die ich gehabt hätte, jener üble Kopfcocktail aus Ausgeliefertsein, Unmündigkeit und Scham gewesen. Dem galt es vorzubeugen. Im Vollbesitz der geistigen Kräfte. Heute. Hier. Jetzt.

Mein Blick kreiste drohnengleich noch einmal über der untergegangenen Stadt. Meine Füße fanden den trüm-

mergesäumten Weg zum Central-Park. Die Hände griffen wie automatisiert zur auf dem schwer atmenden Kaktus liegenden Tastatur:

Die Würde des Mannes ist unten tastbar
Patientenverfügung des Fritz Eckenga

§ 1 Im Falle einer voroperativ erforderlichen Scham- oder Gesäßhaar-Rasur verfüge ich hiermit, dass die Prozedur von dem O-beinigen Restjugoslawen durchgeführt wird.
§ 2 Den Kackwitz mit dem Narkosearzt aus Schalke kenne ich schon.

Der Anfang war gemacht. Schon spuckte der Drucker die erste Ausfertigung aus.

Angelockt vom Rumoren des Geräts, betrat die Nachlassberaterin den Raum, bahnte sich stampfenden Schrittes einen Pfad durch die Halde, warf einen flüchtigen Blick auf die Verfügung und einen durchdringenden auf ihren Autor.

»Aha. Er schreibt also an einer neuen Stadt. Sie braucht noch einen Namen. Was hältst du von Gotham?«

Primadonna
Wintertagebuch

Ich hause schon zu lange. Seit Tagen hält mich der Winter im Dunkel des umbauten Raumes. Verwahrlosung droht. Abwechslung tut not. Mal anderes sehen als das flammende Züngeln im Kamin, anderes hören als das Wachsen des Bartes, anderes fühlen als die drückende Schwere des Oberbettes. Die Sinne füttern. Die Seele nähren. Aufhören, solches Zeug zu schreiben.

Also mal in Kultur machen. Eine etwas mühsame Angelegenheit. Trotz des einsetzenden Tauwetters liegt immer noch zu viel aufgetürmter Schnee in der Kulturlandschaft

rum. Obacht ist geboten. Jeder Schritt will überlegt sein. Nicht schon mit dem ersten in einen Haufen Halbgefrorenes mit irgendwas vom Hund drin treten.

Früh am Morgen kämpfe ich mich also in meine mit feinen Salzrandkrusten versehenen Outdoor-Tracking-Boots, formerly known as »Wanderstiefel« und erreiche schon bald das Ziel meiner Exkursion: Das »Wir-lieben-Lebensmittel«-Museum um die Ecke.

Die pfiffigen Kuratoren haben den Rundweg durch die Ausstellung mit auf den Boden gestreuten Richtungsanzeigern aus knirschendem Granulatmatsch gekennzeichnet. So sicher geführt, komme ich schon bald vor einer beeindruckenden Vitrine zu stehen. Neugierig betrachte ich die hinter Glas aufgebahrten Exponate. Die unendliche Vielfalt der präsentierten Objekte begeistert, verunsichert mich aber auch ein wenig. Was es da alles gibt. Aber gibt es da auch alles? Im Postwurf-Katalog war doch die Rede von einer sensationellen Neuigkeit gewesen. Doch keine der Exponatsbeschreibungen trägt den angekündigten Titel. Zwei aufmerksame, hinter der Vitrine stehende Aufsichtsdamen bemerken meinen suchenden Blick. Ob sie mir helfen könne, fragt die eine.

Ich: »Ja, vielleicht. Kennen Sie einen Käse, der ›Primadonna‹ heißt?«

Sie: »Nee, aber wir beide sind eine.«

Ich: »Oh – darf ich dieses Geheimnis später meinem Tagebuch anvertrauen?«

Die andere: »Ja, aber nicht schummeln.«

Beseelt von neuen Eindrücken, aufgetankt mit kulturellem Superkraftstoff, mache ich mich umgehend auf den Heimweg. Wie leicht es mir fällt, die mit unschönen restwinterlichen Hindernissen gespickte Gegend zu durchqueren, um nun Ihnen, liebe Damen, die Ehre eines ungeschummelten Tagebucheintrages zu erweisen.

Es war mir ein großes Vergnügen. Wie recht Sie doch haben. Sie sind eine Primadonna. Und zwar beide!

Gott im Pott Die Schöpfungsgeschichten

Und wahrlich, ich sage Euch: Am siebten Tag schuf der Herr ...

Von wegen. Wollte euch nur auf die Probe stellen, unterhaltungssüchtiges Gezücht. Richtig ist vielmehr Folgendes:

Schöpfungsgeschichte, § 1, Ziff. 7: Am siebten Tag aber ließ Gott sich selbst 'n guten Mann sein, denn er war laut Eigenauskunft »kaputt wie tausend Mann«.

Seitdem gilt dieses Gesetz:

»Sonntag Ruhetag!«

War auch bitter nötig. Die ersten sechs Tage hatten Gott geschafft. Er aber auch was. Zum Beispiel »Himmel und Erde«, also Kartoffel, Apfel, Blutwurst. Unter niederem Kraut kroch bereits erstes Getier. Für Beine war noch keine Zeit gewesen, deswegen Schlange. Und auch der Prototyp der Krone der Schöpfung war dem Herrn bereits aus den Händen geglitten, also von der Schöpferscheibe gefallen: Adam, der Bolide aus Lehm.

Allerdings: mit einer Rippe weniger als das spätere Serienmodell. Den dicken Knochen hatte der ERste aller Heimwerker ihm direkt wieder ausgebaut, um Adam daraus eine Else – Moment: eine Eva zu fräsen, auf dass die beiden eine organische Verbindung eingehen könnten.

Da musst du erst mal draufkommen.

Dolle Geschichte. Fantastisch genug jedenfalls, um dran glauben zu müssen. Nebenbei: Das emsig mit Nestbau, ständigem Neue-Eier-Legen und ausdauerndem Brüten beschäftigte Kohlmeisenpärchen in meinem Garten glaubte auch ganz lange fest daran, dass die Katze den Baum nicht hochkommt. Tja, wer's glaubt, wird vielleicht selig, muss aber möglicherweise vorher dumm sterben.

Ich will euch nicht überfordern, Erdlinge, aber das hier ist Bildungsprogramm. Kompakte Aufklärung ist mein

Kerngeschäft. Nur noch einen kleinen Augenblick Konzentration also, der Rest ist zügig erzählt.

Am 8. Tag nämlich war der Herr wieder einigermaßen klar-sichtig, schaute sich das bisher Erschöpfte an und sprach:

»Tja – hmh – fürs erste Mal – obwohl – na ja – ach nee – pfff – solln se selber sehen, wie sie klarkommen. Ich hab' jetzt mal Burnout und mach' ein paar Sabbatjahrtausende.«

Ab da dann also doch:

Evolution!

Hier die wesentlichen Ereignisse im Schnelldurchlauf: Jurassic Park 1-5, Ice Age 1-6, Vulkane, Erd-faltung, Meeres-einbruch, Urwald, Pressdruck, Hitze, jede Menge Kohle, Bergbau, Zeche auf, Zeche zu, Ansiedlung neuer Techno-logien, zum Beispiel »Spielothek Merkur«, »Döner Drei Punkt Null« und »Schlucki, der billige Getränkemarkt«.

Und am Ende der Ahnenstange: der Bewohner des Plane-ten Ruhrgebiet. Der Ruhrie. Struktur-gewandelt, aber tra-ditionsbewusst. Hin- und hergerissen, aber standort-treu. Vielfältig, angepasst, artenreich.

Zwei Beispiele:

I. Der Heiopei.

Der Heiopei hat viel mitgemacht. Will sagen: Er war da-bei. Wobei genau jetzt? Ja wobei wohl? »Bei alles!« Deswe-gen kann er viel erzählen. Und zwar »in alle Einzelheiten«. Auch die schwierigen Stellen. Zum Beispiel die aus der Saison 77/78, in der Heinz Wacholek, die Nummer 4 der Spielvereinigung Oer-Erkenschwick, auf dem Aschenplatz in Castrop gegen Blaugelb Schwerin in der 87. Minute beim Kacken vom Blitz getroffen wurde. »Mitten auffem Platz! Das musse dir mal vorstellen!« Es gibt auch andere Geschichten, die der Heiopei erzählen könnte. Die sind aber nicht wichtig genug. Dafür die eine um so öfter. Je-der, der sich jemals in der Nähe des Heiopeis aufgehalten hat, hat sie gehört. Ob er wollte oder nicht.

Der Heiopei geht einer geregelten Arbeit nach, bei der ihn aber noch keiner gesehen hat. Es könnte also sein, dass er Geheimagent ist. Wenn, dann aber erst, wenn alle im Bett sind. Von morgens um sieben bis nachts um eins jedenfalls kann man ihn problemlos in seinem Biotop beim Immobilisieren besichtigen. Der Heiopei bewohnt ein etwa 100 Quadratmeter messendes Freiluft-Dreieck zwischen »Döner Drei Punkt Null«, »Spielothek« und »Schlucki«. Er trägt casual streetwear, zumeist ein aus historischen Jeansstoffen gefertigtes, saugfähiges Beinkleid, ein figurunabhängiges Oberteil in Waschbeton-Camouflage. Dazu Salzrand-Basecap oder Strickmütze auf keiner Frisur.

Der Heiopei ist freundlich, friedlich und kommuniziert mit allem, was sich bewegt. Passant, Pudel, streunende Einkaufswagen, im Herbst spricht er auch schon mal mit abfallendem Blattlaub.

Die einzigen, mit denen der Heiopei Kontakt vermeidet, sind andere seiner Art. Treffen zwei Heiopeis aufeinander, zeigen sie deutliches Revierverhalten. Die Heiopei-Forschung spricht von »aggressiv-akustischer Abstoßung«, kulminierend in wiederholungsschleifenartigem Röhren der Sätze: »Willzu denn hier?!«, »Was ist er denn für einer?!« und »Du bist mir ja vielleicht 'n Heiopei!«

Der Heiopei paart sich am liebsten mit der »Labertussi«. Gelegentlicher Sex dient aber lediglich dem Triebabbbau. Man vermehrt sich per Verbalbestäubung.

II. Der Schlunz

Allgemeines: Spitzentyp. Guter Kumpel. Kollege. Verlässlich. Jeder weiß: Es geht erst los, wenn der Schlunz da ist. Problem: Die anderen sind oft zu früh. Irgendwann haben sie dann einfach ohne ihn angefangen.

Werdung: Der Schlunz kommt in einem Zeitfenster zur Welt. Notwendige Bedingung: Es steht auf Kippe. Die Niederkunft findet zwischen zwölf und mittags statt. Geht auch nicht anders, denn: Die Schlunz-Mutter hat zwei

Halbtagsjobs. Morgens in der Back-Oase »Gutes von gestern, dreimal im Internet, jetzt auch am Bahnhof«, nachmittags im »Kick-Premium-Outlet«, links neben »Matratzendiscount Güzel, vormals Braschke«. Der Schlunz hat einen Vater. Er wird von der Mutter direkt nach dem Erstkontakt abgestoßen und kommt dann nicht mehr vor.

Aufzucht und Pflege: Der Schlunz lebt in engster Verbindung mit, oder wie er selbst sagt »bei Mutti«. Sein natürliches Habitat heißt »Jugendzimmer«. Er verlässt es im Alter von 52 Jahren und zieht dann nach nebenan. »Übern Flur, weil da die Wohnung freigeworden ist, weil der Nachbar gestorben ist.« Die Matratze von Güzel nimmt er mit. Der Schlunz ist sparsam im Verbrauch. Die Vollverpflegung besteht aus drei »Gutes-von-gestern«-Weißmehl-Teiglingen, belegt mit Putenkochschinken und/oder mittelaltem Analog-Gouda an Gurkenscheibe auf Salatblatt unter Remoulade. Dazu nulldrei Latte-to-go aus dem Pumpenspender, »aber nur, wenn noch was drin ist«.

Erscheinungsbild: Der Schlunz hat nur bis zum 18. Lebensjahr Stoffwechsel. Danach trägt er immer dieselben Sachen: Einen zweiteiligen, silhouettenbetonenden Ganzkörper-Jeansbezug, Jahrgangsedition »Mauerfall«. Der Schlunz besticht durch seinen definierten Körperbau. Handballähnlicher Unterbauchbereich, darüber und daneben hager, darunter ein den statischen Erfordernissen genügendes Ständerwerk. Ganz oben irgendwas mit Haaren. Der Teint changiert zwischen den zeitlosen Modetönen »greige« und »gruft«. Seine unmittelbare Umgebung wird dominiert vom klassischen Herrenduft »aire du garage«.

Kommunikation: unaufdringlich, höflich, zurückhaltend. Der Schlunz kommt mit drei Hauptsätzen aus: »Echt jetzt?« »Wie, gestern schon?« und »Tja, dann vielleicht morgen, ne?« Der Schlunz lebt analog. Er erhält Briefpost, macht sie aber nicht auf. Wurfsendungen wirft er weg.

Ausbildung: vielfältig, aber nicht ergebnisorientiert.

Beruf: sehr witzig. »Das hab' ich doch gar nicht notwendig.«

Freizeitverhalten: Der Schlunz hat viel Freizeit, weiß aber auch viel damit anzufangen. Er raucht drinnen. Ab und zu geht er nach draußen, um eine zu rauchen. Dann geht er wieder rein. Einmal wöchentlich, manchmal sogar einmal im Monat, schreitet der Schlunz aus. Er ist ein Wunder der Natur, kommt aber mit wenig aus. Mehrere Bäume, vulgo »Wald«, ist nicht nötig, er kommt gut klar auf Mittelstreifenbegrünung, auf Fliesenfugenmoosen oder auf irgendwas ganz ohne Photosynthese. Kunstrasen ist am besten.

Paarungsverhalten: unbekannt. Vermehrung durch Teilung.

Werterepublik Deutschland

Wenn es was zu loben gibt, muss man es auch tun. Es ist ein sehr guter Vorschlag, den die CDU/CSU-Fraktionschefs vorgelegt haben. Noch vor der Einschulung sollen einige Kinder in Deutschland Nachhilfe bekommen. Und zwar in Wertekunde. Jetzt aber bitte nicht aufregen. Kein Anlass zur bildungspolitischen Panik. Der Lehrermangel wird nicht noch mehr zunehmen. Nicht allen Kindern muss schon vorher nachgeholfen werden. Nur denen, die es wirklich nötig haben: den Flüchtlingskindern. Die sowiesoschondeutschen Knirpse brauchen das nicht, die bekommen es ja ab der Abnabelung von Haus aus vier bis sechsmal am Tag mit der biodeutschen Muttermilch eingetrichtert. Nur die aus Ländern mit keinen, mit anderen oder mit minderwertigen Werten eingereisten Kurzen sollen lernen müssen, worauf es in unserer Werterepublik wirklich ankommt.

Dazu, wir sind hier schließlich nicht in Takatuka, ist selbstverständlich ein von sachkundigen Wertologen zu

entwickelnder, einheitlicher Lehrplan erforderlich. Keine Ahnung, was da alles vorkommen wird. Bevor es aber wieder nur auf die energiesparende Grundgesetz-Copy-Paste-Methodik hinausläuft, hier mal zehn ergänzende Vorschläge für den Wertekanon.

Die wichtigsten Werte in Deutschland sind:

01. 1 €, 2 €, 5 €. Höhere Werte erst ab Sekundarstufe 1.
02. Sonntags Ruhetag, außer ab und zu, vor allem kurz vor Weihnachten. Siehe auch »Christliches Abendland«. Online geht aber immer.
03. Von nix kommt nix. Brutto für netto. Wer hat, der hat. Besser zwei Vierhundertfünfzig-Euro-Jobs als einer. Für den Rest Hartz vier, siehe auch »Deutsche Sozialdemokratie«.
04. Von deutschem Boden darf nie wieder ein Krieg ausgehen. Nur die dafür notwendigen Waffen.
05. Niemand ist ein Nazi, nur weil er sich wie einer benimmt.
06. Blickdichte Holzzäune aus witterungsfestem PVC in Kirschbaumoptik schon ab 89 Euro der Quadratmeter. Siehe auch »Außengrenzen sichern«.
07. Dienstags zwischen fünf und sechs: Pärchen die Hälfte. Siehe auch »Gleichberechtigung«.
08. Kotelettknochen nicht ins Klo. Siehe auch »halal«, siehe auch »Mülltrennung«.
09. Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Ehrlich fährt am längsten. Siehe auch »Volkswagen«.
10. Die Amtssprache ist Deutsch. Wir sind nicht Burka. So geht Bank.

Looks like shit

Andreas Scheuer, unser gutaussehender, im mit Zweitmitteln von der deutschen Automobilindustrie finanzierten CSU-Spitzenpersonal-Labor zusammengelöteter Verkehrsminister, hat immer mal eine, ja, sagenwirmal ruhig: Idee. Eine, die er selbst gut findet und die er sich mit Hilfe Ihres und meines Steuergeldes verwirklichen kann.

Seine vermutlich nicht letzte ist verhältnismäßig preiswert. Mal gerade schlappe 400.000 Euro. Ja, das war früher viel Geld, aber dafür kriegen Sie heute mal gerade zweieinhalb dicke BMWs. Und da sind die Winterräder noch nicht mal mit drin.

Zur Idee: Bundesverkehrsminister Scheuer wirbt dafür, dass mehr Frauen beim Fahrradfahren Büstenhalter tragen. Große Plakataktion, Social Media, das ganze Gedöns. Titelmotiv unter anderen: »Germany's-Next-Topmodel«-Kandidatin Alicija mit nichts an außer einem schneeweißen BH. Darüber mit dickem Edding gepinselt der Werbeslogan: »Looks like shit but saves my life«. Also: »Sieht scheiße aus, aber rettet mein Leben!«

Der Allgemeine Deutsche Fahrrad-Club ist nicht einverstanden und kritisiert den Minister: Büstenhalter beim Biken sähen erstens gar nicht scheiße aus, trügen aber nur zur Sicherheit bei, wenn sie in Signalfarben gehalten seien. Scheuer widersprach: Das sei erstens Geschmackssache, und zweitens sollten die ADFCler der Frau gefälligst nicht immer nur auf die Hupen, sondern mal weiter nach oben kucken: Außer dem BH trage das Top-Model nämlich einen scheiße aussehenden Fahrradhelm in Lila – und zwar auf dem Kopf. Und das sei ja wohl in puncto Sicherheit das Wichtigste.

Nachdem die Kampagne von anderer Seite auch noch als »sexistisch« kritisiert wurde, will der Minister aber wohl nochmal drüber nachdenken. Dem Vernehmen nach wird Scheuer sich selbst als Motiv zur Verfügung stellen. Ohne BH, aber mit Helm. Nicht geändert werde der Slogan: »Looks like shit« ist gesetzt.

Sepp Maier und ich Ein ehrlicher Vergleich

Früher war nicht alles besser. Ich schon. Letztens habe ich mal wieder im Tor gestanden. Benefizspiel. Junge alte Herren und ältere alte Herren gemischt. Ich gehörte nicht zu den jungen. Das Tor, so wie früher: Breit 7,32 m, hoch 2,44 m. Ich selbst auch ungefähr wie damals: 85 Kilo verteilt auf 1,86 m. Als ich aber in der 20. Minute den Ball das dritte Mal aus dem Netz geholt hatte, stand fest: Früher war ich besser. In meiner Einbildung flog ich zwar genauso elastisch hinter dem Ball her wie vor 40 Jahren, das Problem war nur: Der Ball hat nicht solange gewartet, bis ich da war. Nach dem Spiel war ich übrigens auch schlechter als früher. Schlechter auf den Beinen. Irgendwann zwischen 1970 und heute müssen mir wohl ein paar Regenerationstalente abhanden gekommen sein.

In den 1970er-Jahren hatte ich eine ganz gute Zeit als Torwart. Zweite Amateurlasse. Ein paar Etagen höher spielte mein Vorbild. Zwar bei Bayern München, aber leider zu gut, um ihn schlecht zu finden: Sepp Maier, die Katze von Anzing. Maier war sehr gut auf der Linie, großartig aber in der Strafraumbeherrschung, also beim Rauslaufen. Im Sechzehner war Maier der Chef. Darüber hinaus hatte er keine Ambitionen. Maier verließ den Strafraum nur, wenn ihm langweilig war. Aber nicht zum Fußballspielen. Wenn es ihm zu öde wurde, hechtete er schon mal hinter Stadionen her, die sich außerhalb seines Strafraums zum Picknick niedergelassen hatten. Da konnte man schon mal den Eindruck haben, dass er sie nicht alle hat. Innerhalb seines Hoheitsgebietes aber hatte er sie alle. Die Bälle, nicht die Enten.

Jenseits aller tatsächlicher und behaupteter Weiterentwicklung des heutigen Event-Fußballs, jenseits allen pseudowissenschaftlichem 3-D-Fernseh-Pipapops gibt es ein paar uralte Fußballgrundgesetze, die auch von fingerfer-

tigen Touch- Screen-Experten nicht weggewischt werden können. Eines davon ist: »Wenn der Torwart rauskommt, muss er ihn auch haben.« Das stimmte 1970, das stimmt 2019.

Ansonsten aber gilt: Man soll Äpfel nicht mit Birnen, früher nicht mit heute und Sepp Maier nicht mit mir vergleichen. Mein Vorbild Sepp Maier war früher viel besser, als ich es früher war. Und trotzdem haben wir 2019 eins gemeinsam: Im Tor waren wir beide früher besser als heute.

Nachwort

Kulturzentrum Lindenbrauerei in Unna. Fritz Eckenga spielt sein aktuelles Programm *Hirnschmelze*. Der Saal ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Ein Heimspiel, möchte man sagen. Und Eckenga weiß, was er seinem Publikum schuldig ist. Gut zwei Stunden lang laviert er sich durch eine Gemengelage unterschiedlichster Befindlichkeiten – von vermeintlichen Minderwertigkeitskomplexen (eine Bekannte habe ihn gewarnt, in der Lindenbrauerei seien schon große, »richtige« Künstler aufgetreten, da habe er es besonders schwer) bis zum angewiderten Kopfschütteln über die aktuelle politische Lage.

Ich hatte ein Leseprogramm erwartet. Doch stattdessen sehe ich einen Künstler, der es sichtlich genießt, eine große Bühne für sich zu haben. Das bietet ihm die Möglichkeit für kurze Showeinlagen wie das Einspielen harter Rock-Hymnen und Lichtshow-Geflimmer. Doch bei Eckenga sind solche Einlagen eher Persiflage und kalkulierter Überraschungseffekt, auf dem man in seinem aktuellen Programm immer gefasst sein muss. Er übersteuert, überdreht nicht. Er ist ein Mann des Wortes, bei dem man genau hinhören muss, um den Hintersinn nicht zu verpassen. Aber kein falscher Verdacht: Bei Eckenga bleibt alles garantiert locker, unterhaltsam und unangestrengt. Das unterscheidet ihn vom Gros anderer Bühnenkünstler. Er ist weder ein politischer Haudrauf, noch jemand, der ein plumpes Pointenfeuerwerk entfacht.

Mehrfach fällt das Wort Authentizität. Wirklichkeitsnah soll sein Programm diesmal sein, versichert Eckenga, alles andere – Scherz, Satire, Ironie – hätte ausgedient und sei angesichts der Weltlage gar nicht mehr möglich. Besonders der Humor habe es schwer, laufe notorisch Gefahr, missverstanden zu werden. Wobei er aus einem fiktiven Comedian-Internet Bewertungsportal zitiert, bei dem er teilweise schlecht abgeschnitten habe. Wie kann das denn

sein?, liest man dem Publikum von den Lippen. Aber Eckenga insistiert: Keine Mätzchen mehr, stattdessen alles pur und geradeheraus gesagt. Allerdings nicht ›pur‹ im Sinne der gleichnamigen Band, der es aktuell trotz schwachsinnigster Texte (»Wo sind die Indianer hin?«) gelungen sei, mehrfach die Westfalenhalle zu füllen. Auch ein Song von Nena wird kurz angespielt, ähnlich klischeehaft und nichtssagend, einer Sängerin, die sich mit rechten Querdenkern und Corona-Leugnern gemein gemacht hat. Armes Deutschland! Eckenga ist vollkommen Recht zu geben: So etwas ist keines weiteren Kommentars würdig.

Auch indirektes, kunstvolles Sprechen wie bei der Lyrik sollte diesmal keinen Platz in seinem Programm finden, verspricht Eckenga. Ebenso wenig wie Einlassungen über sein Kardinalthema Fußball. Das alles sei ausgespielt, ausgereizt und unzeitgemäß, wie er betont. Zum Glück hält er dann doch nicht Wort, ist doch die Lyrik seine Parade- und Lieblingsdisziplin. Und dem BVB hatte er schon vor Jahren eine eigene, mit *Bauch- und BVB-Weh* betitelte Hymne angedichtet. Leider zeitlos, wie Eckenga durchschimmern lässt. Und was die Politik angeht: Breitseiten gegen Alexander Gauland und Björn Höcke kann er sich dann doch nicht verkneifen.

Eckenga liebt das Spiel mit dem Publikum. Und lässt sich auch gern in die Karten blicken, wenn er über seine Gedankenspiele bei der Zusammenstellung seines *Hirnschmelze*-Programms räsoniert. Das Publikum greift solche Steilvorlagen dankbar auf. Das gilt vor allem für den zweiten Teil des Abends, bei dem die ›Action‹ etwas zurückgefahren wird. Eckenga ist in seinem Element. Er sitzt auf einem Stuhl in der Bühnenmitte vis-à-vis zum Publikum und sucht das Gespräch. Es entwickelt sich fast eine muntere Plaudersituation. Er steigt von der Bühne und mischt sich unters Publikum, ist also, was dankbar quittiert wird, ganz nahbar. Klassiker aus früheren Program-

men lässt er beiläufig einfließen, etwa Ausführungen über das eigenwillige Ruhrgebiets-Idiom, das grammatikalisch nicht mit vier, sondern mit drei Fällen auskomme. Das sind natürlich Selbstläufer. Beim Thema ›KI‹ wird eine Brücke zu einem aktuellen Dauerthema geschlagen. Eckenga zitiert, was ChatGPT über ihn verlauten lässt und das ist sowohl beim Geburtsjahr als auch beim Geburtsort ein Fake. Was, fragt er rhetorisch nach, ist nun richtig? Habe seine Mutter nicht die ganze Wahrheit gesagt? Und habe es eine tiefere Bedeutung, dass das Krankenhaus, in dem er geboren wurde, heute eine psychiatrische Anstalt sei? Ähnlich kurios die Antwort des ChatBots auf die Aufforderung: »Verfasse ein Gedicht im Stile Fritz Eckengas« – wobei ein grausiges Konstrukt übelster Reimkunst herauskommt, das vielleicht schon deshalb Originalität beanspruchen kann. Als Zugabe gibt's ein Gedicht aus Eckengas aktuellem Band mit dem Illustrator Peter Menne *Geflügeltes Westfalen – Schräge Vögel und viele Verse*. Der Autor schließt unspektakulär und dadurch glaubwürdig mit dem Gedicht *Sommerbilanz*:

Die Sonne schien zwar immer auch in unsren Garten,
doch anderswo erschien sie mir zu hell.
Der Sommer war vielleicht ein wenig lang geraten,
man las viel Hässliches auf Nazionalplakaten
und hörte dazu passendes Gebell.

Man müsste selbstverständlich schlechte Laune haben,
Gründe gäb es reichlich und per se.
Es spräche nichts dagegen, sich ein Loch zu graben,
sich reinzulegen und der Welt ade zu sagen,
andererseits freu ich mich auf den Schnee.

Mit diesem positiven Appell endet ein rundum gelungener Abend, der das Publikum nicht mit tonnenschweren Fragezeichen oder einer politischen Anti-Stimmung im

Kopf nach Hause entlässt. Eckenga liebt es differenzierter, auch nachsichtiger – durch seine ehrlich-sympathische Art gibt er zu verstehen: Ich bin kein ewiger Besserwisser, sondern einer von euch, einer von nebenan.

Eckenga ist ein vielseitiger Autor, der in allen Genres zuhause ist und sich nicht festlegen lässt. Wenn er sich an die Abfassung eines Textes mache, könne »alles Mögliche« dabei herauskommen, erläutert er: »Es kann ein Sketch werden, es kann ein Stand-Up werden, es kann ein Prosatext werden, es kann auch ein Gedicht werden ... und und und.« Wegen der vielen unterschiedlichen Formen und Formate müsse er in Interviews immer ellenlang erklären, welche Berufsbezeichnung für ihn zutreffend sei. »Kabarettist« sei zwar naheliegend, greife jedoch zu kurz. Eckenga: »Ich bin als allererstes mal Autor«. ¹ Jedes Schubladendenken sei ihm suspekt: In seinem Fall sei es »ganz, ganz falsch, weil alles vom Schreiben kommt. Damit fängt immer alles an.«

Das gilt auch für seine einseitige Verortung im Ruhrgebiet. Es impliziert eine ungerechtfertigte Einengung und Separierung. Eckengas Texte weisen über einen begrenzten Radius hinaus, wie schon die Verlagsorte seiner Bücher andeuten: Tiamat (Berlin), Antje-Kunstmann-Verlag (München), Reclam (Stuttgart). Und wer regelmäßig für die Wahrheitsseite der *taz* schreibt und mit seinen Programmen bundesweit unterwegs ist, ist eh überregional verortet.

Mit seinem erwähnten ›Berufsbild‹ sei das überhaupt so eine Sache, so Eckenga weiter: »Ich habe ja meistens gar

¹ Die folgenden Zitate entstammen: Walter Gödden, Thomas Strauch (Hgg.): *Ich schreibe, weil ... 36 westfälische Autorinnen und Autoren im Interview*. Bielefeld 2011 sowie Joachim Wittkowski: *Selmer Lesungen 5*. Städtisches Gymnasium Selm 2010.

nicht so das Gefühl, dass ich einen Beruf habe. Mein Beruf ist so eng mit meinem eigentlichen Leben verbunden, dass die Übergänge fließend sind, und ich glaube eigentlich nicht, dass ich irgendwas ausdauernd so gerne machen würde, wie das, was ich tue.« Die Frage nach seiner Schreibmotivation beantwortet der Autor entsprechend kurz und bündig mit den Worten: »Weil ich sonst Sachen machen müsste, die ich, glaube ich, nicht so gut kann.« Die Vorzüge eines freien Schriftstellerdaseins weiß Eckenga zu schätzen. Er brauche zum Glück »nicht täglich die Tageszeitung zu vertonen«. Viele seiner Kolleginnen und Kollegen würden das als politisches Kabarett missverstehen. Es komme ihnen darauf an, dass sich »die Leute ... so ein bisschen empören und sich selber auf die Schultern schlagen können: ›Ja genau, auch unsere Meinung, Merkel ist doof, uh.« Eckenga: Wenn sich »so einer Kabarettist nennt, würde ich sagen: ›Okay, hast einen anderen Beruf.« Eckenga geht es, wie er betont, in erster Linie um Selbstreflexion: »Wenn das, was ich mache, auch für andere Leute interessant ist, und so sollte das sein, sonst müsste ich tatsächlich Taxi fahren oder so, dann ist das ja ganz gut ... Ich bin ja ich selbst und ich wehre mich gegen verschiedene Sachen, versuche das zu formulieren, versuche Gedanken – und das ist die eigentliche Arbeit – zu formulieren, unter anderem, damit ich es selber begreife.« Den damit verbundenen Anspruch hängt der Autor nicht allzu hoch. Auf die Frage, was das Publikum seiner Veranstaltungen mit nach Hause nehmen soll, antwortete er: »Sie sollen raus gehen und eine Revolution machen. Das habe ich 1978 gedacht, als ich damit angefangen habe. Ich fänd's schon ganz gut, wenn die rausgehen und denken, ›über die ein oder andere Sache, über die der heute gesprochen hat, habe ich so noch nicht nachgedacht.« Also, sie müssen nicht unbedingt mit dem, was ich mache, einverstanden sein, aber es wäre vielleicht ganz schön, wenn sie für sich etwas Neues gehört hätten und mit dem Gedan-

ken vielleicht noch etwas spazieren gehen.« Dass das Publikum häufig mit seiner kritischen Meinung konform gehe, sei »ein ganz gutes Gefühl. Das ist eigentlich das Schönste an dem Beruf«.

Das ist in typisch Eckenga'scher Zurückhaltung formuliert. Markige Selbstaussagen trifft man bei diesem Autor nicht an. Er lässt überhaupt die Kirche im Dorf. Seine Stoffe sammelt er am liebsten vor der eigenen Haustür auf: »Ich suche mir ja nicht irgendwas Theoretisches, sondern ich gehe durch dieses Leben, nehme etwas wahr und höre, lese, sehe etwas. Das muss jetzt nicht nur Schlechtes sein, das kann auch Schönes sein und durch diesen Tunnel gehe ich jeden Tag. Manchmal ist der Tunnel auch ganz schön hell. Das versuche ich zu beschreiben: Sachen, die mir auffallen, negativ wie positiv, das ist der Stoff. Ich bin kein Theoretiker, ich lebe von der Praxis.« In dieser Beobachterperspektive fühlt sich der Autor wohl. Er »ruhrt in sich selbst«, wie es auf seiner Homepage sprachspielerisch heißt, womit er gleich seine spezifische Ruhrgebiets-Sozialisierung mitanklingen lässt. Vom »Stützpunkt Dortmund« aus dichte er sich die Welt auf seine eigene, individuelle Weise zusammen.

Aus solchen Worten spricht ein bekennender Ruhrgebietler. Der, da er beruflich viel herumkomme, die Vorzüge seines Wohnortes Dortmund zu schätzen wisse. Mit den dortigen Menschen ließe sich gut klarkommen. »Es laufen in Dortmund relativ wenig Schnösel herum, Schulterklopfen hält sich auch in Grenzen, das ist das, was ich eigentlich ganz gerne mag.« Die Frage nach einem anderen »Wunschlebensort« erübrigt sich: »Ich halte mich sehr viel bei und in mir selber auf und neige jetzt nicht dazu andauernd zu denken, ›oh, dies und das habe ich jetzt noch nicht gesehen.« Und: »Ich bin da, wo ich bin, ganz zufrieden, wenn die Rahmenbedingungen stimmen.«

»Wenn die Rahmenbedingungen stimmen...« Das aber ist bekanntlich eher selten der Fall. Man muss sich wehren,

aber mit Maß und in der richtigen literarischen Tonlage. Der SPIEGEL resümierte: »Eckenga philosophiert mal melancholisch, mal blödelnd über die Dinge des Lebens – also Fußball, Politik, Frauen –, dann geht es noch um Wichtigtuer, Weicheier und Alltagsgeschichten aus dem Ruhrpott. Eckenga ist ein wunderbarer Jongleur der Sprache, ironisch, poetisch, charmant.« Andere radikal und pauschal »runterzuputzen« sei, so Eckenga, nicht seine Sache. Viele seiner Kolleginnen und Kollegen machten es sich da zu leicht.

Was nicht heißt, dass der Autor opportunistisch ein Auge zu viel zudrückt. Als »hellwacher Beobachter und Kommentator« (so ein Juryurteil über ihn) lote er »bundesdeutsche Wirklichkeiten und zeitgeistige Abgründe« mit »messerscharfer Satire« aus. Seine Texte seien »bissig, aber nicht boshaft, launisch, aber präzise, poetisch statt plakativ, gelegentlich blödelnd, aber nie aufdringlich, ironisch und doch stets auf dem Boden der Tatsachen«. Von anderen Glossisten und Kolumnisten unterscheide sich Eckenga »durch ein hohes Maß an Menschlichkeit und Authentizität.« Der Autor selbst: »Es gibt immer wieder Zustände oder Personal in diesem Land, das sich in mein Leben sehr stark einmischt, ohne Berechtigung, und sich wichtig macht. Da muss man Notwehr üben. Ich würde aber jetzt nicht sagen, ich leide an Deutschland. Ich leide manchmal an den Insassen dieses Landes, ja gut, aber ich kann mich auch wehren.«

Was die literarische Form angeht, hängt das Herz des Autors besonders an einer Gattung: »Lyrik – ich glaube, das ist das, was ich so mit am besten kann. Sie zwingt einen, beim Schreiben sehr konzentriert zu sein, das Ergebnis – es heißt ja nicht umsonst ›Gedicht‹ –, muss dicht sein und alles Gedöns muss weg sein, es muss klar und deutlich sein. Und wenn man mal spielt, dann darf man nicht so exzessiv spielen und man muss mit der strengen Form umzugehen wissen und man muss, wenn man es eine Zeitlang

macht und sich auch ein bisschen theoretisch dabei ausbildet, wissen, wann man die Form auch knacken und aufbrechen kann, damit es immer noch leicht bekömmlich ist und verständlich für den, der es lesen oder hören soll. Nicht nur für einen selbst, auch für andere. Aber man kann überhaupt nicht davon leben. Von Lyrik kann kein Schwein leben. Aber sie macht am meisten Spaß.« In dieser Hinsicht sieht er sich in der Tradition der Neuen Frankfurter (Satire-)Schule um Robert Gernhardt und F. W. Bernstein. An ›Hausgöttern‹ älteren Semesters erwähnt er Wilhelm Busch, Joachim Ringelnatz, Erich Kästner und Kurt Tucholsky, allesamt Vertreter einer komischen, aber gleichwohl kritischen Vers- und Reimkunst. Die Literaturkritik bescheinigte Eckenga wiederholt, dass er es problemlos mit solchen Autoritäten aufnehmen könne.

Sein thematisches Spektrum ist breit gefächert und nach vielen Seiten hin offen. Als Richtschnur gilt: Der Autor greift das auf, was ihn persönlich anspricht und herausfordert. Dabei lässt er andere gern an seinem Leben teilhaben, plaudert sozusagen aus dem Nähkästchen. Das gilt hinsichtlich des eigenen Stimmungsbarometers, poetologischen Reflexionen, der autobiografischen Rückschau, kulinarischen Vorlieben oder auch bei seinem Unmut gegenüber technischen Neuerungen bzw. hohlem ›Neusprech‹, der wichtig-tuerisch Einzug ins Alltagsvokabular gehalten habe. Eckenga gibt sich ganz nahbar und verrät, wie sein idealer Tag aussieht: »Ich schlafe länger und fange so gegen elf Uhr an, Arbeit zu machen, die Gedanken erfordert. ›Doofmann-Arbeit‹ mache ich auch schon mal früher. Der Tag endet nicht in Arbeit. Der Tag endet bei Sachen, die mir auch guttun: Essen, Trinken und Bekanntschaften machen.« Er schildert aber auch, wie ein Tag vollkommen schief beginnen kann, mit der falschen Musik aus dem Radiowecker zum Beispiel, wenn die massenkompatiblen Schnulzen von Phil Collins die Gehörgänge verstopfen.

Beim unverblühten Ruhri-Idiom bringt Eckenga, wie erwähnt, seinen Mitbewohnern und deren (schöner) Unvollkommenheit Nachsicht entgegen. Er gibt zu verstehen: Ich bin einer von euch und kein hehrer Poet aus dem Elfenbeinturm. Hierzu passen seine Rollentexte als *Fußballmanager A*, Baumarktleiter Peter-Hans Kaltenbecher oder als Bademeister, der mit verspiegelter Sonnenbrille und im schönsten Ruhrdeutsch das Chaos im Freibad kommentiert: »Ehh!!! Spring nich vonne Seite rein, Kollege! Machse datt zu Hause auch?« Eckengas Glossen als Fußballfachsimples (*Mein Freund ist aus Leder*) sind legendär. Auf der Bühne sorgen solche ›Einwürfe‹ auch deshalb für Lacher, weil sie der Wirklichkeit sehr nahekommen und nur leicht satirisch angeschrägt sind. Die Porträtiereten kommen dem Leser auf dem ersten Blick bekannt vor.

Der Bühnenmensch Eckenga gibt sich, wie angedeutet, im Scheinwerferlicht authentisch und ungekünstelt. Im Interview erklärte er: »Ich halte nichts davon, mich auf der Bühne zu verstellen. Ich bin dann keine andere Person und in guten Momenten kann ich genauso sein, wie ich immer bin und dann ist es meistens auch am besten.« Das Gefühl, auf der Bühne zu stehen, genieße er: »Ja, klar mag ich das, das ist schon schön. Es ist schon schön, auf eine Bühne zu gehen, die hell ausgeleuchtet wird: Man ist als Einziger da drauf und da sitzen Leute vor, die klatschen. Das ist ein ganz schönes Gefühl. Und wie viele das jetzt sind, ist zweitrangig. Ich gebe zu, dass ein voller Saal natürlich schöner ist als ein halbvoller Saal, aber ich habe auch vor kleinem Publikum gespielt und das war ganz, ganz prima und ich habe schon vor ganz großem Publikum gespielt und das war nicht so prima. Geht alles.« Das Thema ›Fußball‹ klang schon an. Als Kind des Ruhrgebiets ist Eckenga hochgradig vom – in seinem Fall gelb-schwarzen – Fußballvirus infiziert. In allen Büchern und Hör-CDs Eckengas treibt der Ball schönste Blüten. Dass

Eckenga zur Mitarbeit an Anthologien wie *Vom Feeling her ein gutes Gefühl. Rhetorische Spitzenleistungen in der Welt des Fußballs* oder *Kaiser Franz und wir* eingeladen wurde, versteht sich von selbst, so wie er auch für *Die Hitparade peinlicher Personen* einen Beitrag lieferte. Dabei wird der Ball dann allerdings alles andere als flach gehalten.

Der Autor wurde schon als Achtjähriger mit seinem Verein, wie er sagt, »zwangsverheiratet«. »Ja, mein Vater hat mich mitgeschleppt. Da kann man aber mal sehen, dass Zwangsehen auch glücklich ausgehen können.« Dem Dunstkreis des Stadions könne er schon deshalb nicht entkommen, weil er nur zehn Fahrradminuten entfernt wohne. Für Eckenga gilt: Wenn der Ball rollt, schweigt der Verstand. Für ihn sei Fußball kein langweiliges Hobby, sondern Teil seines Lebens, »genauso wie Essen und Trinken Teil meines Lebens sind«.

Erste Bühnenerfahrungen sammelte Eckenga 1978 – mit 23 Jahren – als Mitglied der Spaß- und Anarcho-Combo *N8chtschicht*. Zwölf Jahre verfasste er für das Rocktheater Sketche und Liedtexte, wobei seine Paraderolle als Bademeister bereits damals Premiere feierte. Die noch heute miteinander befreundete Truppe, die sich nie aufgelöst hat (eine Feststellung, auf die Eckenga Wert legt) gab hunderte Gastspiele im ganzen deutschsprachigen Raum (eine Chronik bietet die Veröffentlichung *Club der doofen Dichter*, Essen 1990). Die Tourneen dauerten bis 2005 an und sind auf zahlreichen Hör-CDs dokumentiert. Parallel stand Eckenga ab 2004/2005 mit Soloprogrammen auf der Bühne, bei denen nun subtilere Töne Einzug hielten. Bis heute folgten zehn weitere Soloprogramme.

Eckengas Produktivität sucht ihresgleichen. Der Autor ist im Radio zu hören, auf Tourneen unterwegs, arbeitet für diverse Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien und veröffentlicht durchschnittlich mindestens in jedem zweiten Jahr ein neues Buch (inzwischen 17 Titel in 22 Jahren). Auch als Theater- und Hörspielautor ist er in

Erscheinung getreten. Außerdem empfängt er als Gastgeber von *Beste Gäste@Eckenga* andere Autoren und Bühnenkünstler im Dortmunder Fritz-Henßler-Haus, eine Fortsetzung seiner Reihe *Mitteilungen für interessierte Dorfbewohner*, die von 1997 bis 2018 im *Dortmunder U* lief. Aktuell bestreitet er das Programm *Wundersame Welt des Sports* gemeinsam mit dem Sportmediziner Ingo Froböse und dem WDR-Moderator Peter Großmann. Sein Haussender, der WDR, stellt ihn mit den Worten vor: »Fritz Eckenga ist keiner dieser gut abgehangenen, schriftstellernden Wirklichkeitsverbraucher, die sich mit simpler Symptombeschau und wohlfeiler Beschreibung des Offensichtlichen zufriedengeben. Sein Arbeitsethos verbietet es ihm, Locken auf Glatzen zu drehen. Eckengas Credo ist das aller seriösen Klempner und Chirurgen: ›Du kannst es erst sehen, wenn du aufgemacht hast!‹« Das Schlusswort dieses Nachworts soll dem Autor gehören. Auf die Frage, ob er so etwas wie ein Lebensmotto habe, antwortete er: »Ich habe kein Motto. Ich versuche alles so zu machen, dass es mir Spaß macht. Manchmal gelingt mir das und manchmal scheitere ich. Wenn das ein Motto ist, dann ist es das vielleicht.«

Vita

Fritz (eigentlich Friedhelm) Eckenga wurde 1955 in Bochum geboren. Er absolvierte eine Ausbildung zum Kaufmann für Grundstücks- und Wohnungswirtschaft, bevor er sich seiner Bühnentätigkeit widmete. Er wohnt in Dortmund.

Auszeichnungen

Eisernen Reinoldus 2008

Peter-Hille-Literaturpreis »Nieheimer Schuhu« 2010

Literaturpreis Ruhr 2011

Radio-Kabarettpreis *Salzburger Stier* 2012

Tegtmeier Ehrenpreis der Stadt Herne 2017

Eselorden von Wesel 2023

Textnachweise

Das vorliegende Lesebuch stellt rund einhundert Texte Fritz Eckengas aus rund 25 Jahren vor – ein Bruchteil des vorliegenden Textfundus.

Die Textanordnung folgt weitgehend der Chronologie, die Orthografie den Erstdrucken; sie wurde nicht der heutigen Rechtschreibung angepasst.

Den im Folgenden genannten Verlagen sei für die Gewährung der Abdruckgenehmigung gedankt. Besonderer Dank gilt Fritz Eckenga, der sich an der Auswahl beteiligte und für viele Gespräche zur Verfügung stand.

Jahresabschlussbilanz bis Masse und Klasse, aus dem Sammelband *Mit mir im Reimen*. München: Verlag Anje Kunstmann Verlag 2015 – *Es kreißt bis Und sowieso das bessere Gedicht*, aus: *Eva, Adam, Frau und Mann – da muss Gott wohl nochmal ran*. Ebd. 2020 – *In der Gastwirtschaft zur Lerche bis Hermannsdenkmal, Adlerwarte Berlebeck*, aus: *Geflügeltes Westfalen – Schräge Vögel und viele Verse*. Schmallenberg: Woll-Verlag 2024 (mit dem Illustrator Peter Menne) – *Fünf Briefe an Sybille, Ein gutes Gefühl, aus Kucken, ob's tropft*. Berlin: Edition Tiamat 1997 – *Das Wort zum Hund bis Metropolöse in der Provinz, aus Ich muss es ja wissen*. Ebd. 1998 – *Zwölf Zille Stach. Die faszinierende Welt des Autoquartetts bis Econo-Fast geht nicht*, aus: *Du bist Deutschland? Ich bin einkaufen*. Ebd. 2006 – *Das unten anhängende Gewächs bis Alles tot*, aus: *Alle Zeitfenster auf Kippe*. Ebd. 2011 – *Apfelpressen in Nordhessen bis Migrationsvorder-, -hinter- und -nebenründe*, aus: *Draußen rauchen ist Mord am ungeborenen Baum*. Ebd. 2016 – *Die Würde des Mannes ist unten tastbar bis Sepp Maier und ich*, aus: *Am Ende der Ahnenstange*. Ebd. 2020.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koster (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd.

66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwiza (Bd. 69) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. DeGENER (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacker (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Brôcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd. 114) ■ Monika Littau (Bd. 115) ■ Thomas Kade (Bd. 116) ■ Michael Roes (Bd. 117) ■ Heiner Feldhoff (Bd. 118) ■ Ulrich Straeter (Bd. 119) ■ Otto A. Böhmer (Bd. 120) ■ Hertha Koenig (Bd. 121) ■ Theodor Althaus (Bd. 122) ■ Marion Gay (Bd. 123) ■ Erik Reger (Bd. 124) ■ Thorsten Trelenberg (Bd. 125) ■ Herbert Berger (Bd. 126) ■ Horst Dieter Gölzenleuchter (Bd. 127) ■ Dieter Treeck (Bd. 128) ■ Erwin Grosche (Bd. 130) ■ Philipp Wiebe (Bd. 131) ■ Jürgen Wiersch (Bd. 132) ■ Martin Becker (Bd. 133).